

Andreas Heertsch
Übersinnliche Erfahrung im Alltag

Andreas Heertsch

Übersinnliche Erfahrung im Alltag

Eine Einladung

Urachhaus

ISBN-10: 3-8251-
ISBN-13: 978-3-8251-

Erschienen 2007 im Verlag Urachhaus
© 2007 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart
Umschlagabbildung:
Umschlaggestaltung:
Druck: AALEXX Druck GmbH, Großburgwedel

Inhalt

Urachhaus	3
Einladung	7
Im Abgrund scheitern.....	11
Die langsame Schulung.....	11
Anerkenntnis der eigenen Schwächen	11
Die Schluchten des Abgrunds	12
Es gibt keinen Weg zurück.....	13
Phönix aus der Asche	14
Überschreiten des Point of no return	17
Prügelei in Lappland	23
Sensibilität und Stabilität	24
Die Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination	29
Märchenhaft	29
Wissenschaftlich	29
Gefühl für die Wahrheit	31
Evidenz-Übung	31
Imagination: Wesensbekleidung	32
Imagination: Beleuchtung der Geistwesen mit eigenem Licht	32
Welchen Wert haben Bilder für die übersinnliche Erkenntnis?	33
Geisteswissenschaft und Psychiatrie.....	33
Katathymes Bilderleben (Tagtraum-Technik).....	34
Von der Imagination zur Inspiration	35
Lesen im Buche der NaturÜber die Inspiration	39
Auf den Sinn blicken können.....	39
Leeres Bewußtsein herbeiführen.....	41

Rosenkreuzmeditation als Übung zur Inspiration.....	42
Inspiration und Wahrheit.....	43
Von der Imagination zur Inspiration	44
„Es gibt kein Böses“ – sagte der Böse	47
Am Ende der absoluten Wahrheit	53
Über die Intuition	53
Stufen zur höheren Erkenntnis.....	54
Imagination	54
Inspiration	55
Intuition.....	56
Vier Haltungen in der Sinneserfahrung.....	57
Nachbemerkung	59
Barbarossa.....	61
Zusammenarbeit mit geistigen Wesen	61
Müssen es immer Bilder sein?	66

Einladung

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie haben hier eine Schrift aufgeschlagen, die einladen, ja werben möchte für einen gereiften Umgang mit geistiger Erfahrung, insbesondere mit den Stufen höherer Erkenntnis: Imagination, Inspiration und Intuition.

Mit „gereifterem Umgang“ meine ich nicht den idealistischen Zugang zur geistigen Erfahrung, wie er gerne im jugendlichen Heranreifen entsteht (und wohl notwendige Durchgangsstufe ist): „Wenn ich einmal gross bin, dann werde ich Übungen machen und ein Eingeweihter werden.“ Irgendwann wird man sich sonst zu fragen beginnen: Wird das jemals sein? Auf diese „edle“ Weise kann man dann sein ganzes Leben erwarten.

Nein, mit „gereifterem Umgang“ meine ich:

Anfangen, egal wie anfänglich und wie verkehrt

und ich meine:

Erfahrend bleiben: immer bereit sein, sich korrigieren zu lassen.

Dafür biete ich hier praktische Sichten auf die höheren Erkenntnisstufen (Imagination, Inspiration und Intuition) als „Stretch-Begriffe“, die im Alltag, im *Hier* und *Jetzt* anfangen, sich aber beliebig vertiefen lassen.

Ich möchte Sie zu Sichten einladen, die Sie einnehmen können. Ich möchte Ihnen aber auch zeigen, dass ich Ihnen keine Wahrheiten bieten kann. Hier sei schon angedeutet: Wer die feste Burg des Verstandes verlässt, für den gibt es keine absoluten Wahrheiten mehr. Denn am Zustandekommen jeder Wahrheit sind Sie entschieden beteiligt. (Genauer betrachten wir dies im Abschnitt „Über die Intuition“ (S.33))

Wenn ich nun eigene geistige Erfahrungen (z.B. S. 7) schildere, so tue ich dies ebenfalls als Einladung: Der Alltag bietet in seinen (vermeintlichen) Nebensächlichkeiten soviel geistige Erfahrung, dass wir sie gewöhnlich übersehen, weil wir immer schon zu wissen meinen, wie denn

geistige Erfahrung zu sein habe (nämlich erschütternd). Ich möchte also zur Liebe zum Besonderen im Alltäglichen einladen und werben, wenn ich davon erzähle, wie ich über dies Alltägliche gestolpert bin. Ja zum Teil habe ich mehrere Jahrzehnte „Pech“ gebraucht, um zu entdecken, dass da jemand mit mir zusammenarbeiten will. (S. 41)

Dieses Buch besteht aus uneinheitlichen Abschnitten. Da wechseln anschauliche Schilderungen mit – wie ich finde – schwierigen Beschreibungen höherer Erkenntnisse. Ich wollte diesen Kontrast nicht vermeiden, weil ich meine, dass der Praktiker weiter kommt, wenn er weiss, *wie* er suchen kann, während der Theoretiker sich zwar nach Erfahrung sehnt, aber gleichzeitig in der Gefahr steht, diese Erfahrung im Konkreten abzulehnen, weil er schon prinzipiell weiss, wie diese Erfahrung ganz sicher nicht aussehen darf. Vor ihm (in mir) muss ich mich dauernd rechtfertigen, dass ich hier von wirklicher übersinnlicher Erfahrung schreibe und nicht bloss von Einbildungen.

Ich hoffe, liebe Leserin, lieber Leser, dass ich Sie jetzt genügend vor der weiteren Lektüre gewarnt habe: Ich bin parteiisch, weil ich ihnen meine Art zumute: Die Welt vom Willen her aufzurollen und dabei zuzuschauen, was dann passiert.

Übersinnliche Erfahrung im Alltag





Im Abgrund scheitern

Wer nur erkennend in den Abgrund blicken will, wird ihn weder entdecken noch aus ihm herauskommen. Der Abgrund kommt nicht von vorn oder aussen auf die wohl gewappnete Seele zu, sondern von hinten und innen und trifft sie unvorbereitet. Wer sich in ihm entdeckt, merkt schnell, dass es mit dem Erkennen nicht getan ist.

Die langsame Schulung

Oft betont Rudolf Steiner, dass man die Übungen fleissig fortsetzen solle, auch wenn zunächst keine Wirkungen für den Schulenden wahrnehmbar seien. Ich finde das eine auch gefährliche Empfehlung, weil sie dazu führen kann, dass man mit Ausdauer seine Übung in unsinniger Richtung pflegt und – anstatt sich dabei zu beobachten – auf die prophezeiten Ergebnisse wartet. Da diese gewöhnlich nicht in der erwarteten Art eintreten, wird das, was tatsächlich eintritt, weil es sich nur leise dem noch schwachen Bewusstsein mitteilen kann, übersehen oder für unwichtig erklärt. Nach Jahren fleissigen Strebens kommt Enttäuschung auf: „Offenbar hält mich die übersinnliche Welt nicht für würdig.“

Anerkenntnis der eigenen Schwächen

Dabei wird meist übersehen, dass sehr wohl Wirkungen auftreten, allerdings zunächst hauptsächlich solche, die dem Erwarteten diametral zuwider laufen: Man wird zunächst hauptsächlich ein schlechterer Mensch! Aber wehe dem, der sich hier täuschen will: Er wird mitwirken an der Karikatur des „Anthroposophen“: Weiss alles besser, hat auf alle Fragen eine Antwort, ist hochnäsig und hält sich für „vorgeschritten“. Denn er versucht den zu spielen, der zwar sein möchte, aber eben leider doch noch nicht ganz ist.

Nun gibt es allerdings auch Verfahren, sich vor all diesen aufwühlenden Erlebnissen zu schützen. Als Student machte mir ein Vertreter einer

intensiv erkenntnistheoretisch arbeitenden Gruppe überzeugend klar, dass ich eine gewisse Erfahrung, die ich damals gemacht hatte, gar nicht gemacht haben konnte. Diese Art von (argumentativem) Denken wirkt hier als Bollwerk gegen jede unvorhersehbare Erfahrung. Diesen Schutz braucht manche Seele, um nicht völlig ihre Sicherheit zu verlieren. Dennoch wäre es für die Souveränität besser, wenn man sich eingestünde, dass man schlicht Angst vor übersinnlicher Erfahrung hat. Die Arbeit an dieser Angst entwickelt die Kräfte, die in der Lage sind, auszuhalten was kommt. Rudolf Steiner formuliert dies einmal in einer Notizbucheintragung:

*„Man soll nicht auf das Erkenntnisdrama
zugunsten einer Erkenntnisgrammatik verzichten wollen,
auch die Furcht darf einen nicht davon abhalten,
dass man in den Abgrund des Individuellen fällt...“*

Die Schluchten des Abgrunds

Im Mysteriendrama¹ sagt Luzifer über sich: „Die mich fliehen, lieben mich.“ Tatsächlich ist die Flucht vor dem eigenen Abgrund kein Zeichen von souveräner Individualität. Sie ist vielmehr Ausdruck einer gelungenen Selbsttäuschung, die angesichts der im Abgrund möglichen Qualen nicht nur verständlich, sondern, solange die Seele dem nicht standhalten kann, gesunder Selbstschutz ist. Dieser Selbstschutz tritt aber normalerweise nicht in das Bewusstsein, (was wohl eine Wirkung des Hüters der Schwelle ist), sondern im Gegenteil: die Seele sehnt sich – nichtsahnend – sehr nach übersinnlichen Erlebnissen und hält sich für bereit, dafür alles auf sich zu nehmen.

Wenn dann aber tatsächlich der Abgrund zu saugen beginnt, dann gehört schon ein gerüttelt Mass an Standvermögen dazu, um nicht die Bahnen des Normalen und Gesunden innerhalb der eigenen sozialen Umgebung zu sehr zu verlassen.

An anderer Stelle heisst es im Mysteriendrama²: „Es darf die Seele nicht stürzen wollen, doch wenn sie stürzt, muss sie aus dem Sturz Erkenntnis ziehen.“ Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, man muss nur die Situation durchschauen, dann wird man auch schon wieder aufsteigen. Mitunter ist aber das Erkenntnissammeln gerade ein

heimtückisches Hindernis, um dem Abgrund zu entkommen. Denn diese Zuwendung zum eigenen Abgrund vertieft diesen: Seine Tiere suchen Gelegenheit, sich noch intensiver an mir zu sättigen.

Man kann durchaus von verschiedenen Abgründen sprechen oder wenigstens von verschiedenen Schluchten des eigenen Abgrunds: Jede Seelenkraft hat ihre eigene Schlucht. Und entsprechend sind auch die Kräfte verschieden, um aus ihnen wieder aufzusteigen. Diese Schluchten tun sich auf, wenn die Seelenkräfte (Denken, Fühlen, Wollen) ihren gewohnten Zusammenhang auflösen, da sie – mindestens teilweise – sich emanzipieren und selbständig werden.

Wer sich in der Schlucht des Denkens verirrt, wird wohl vergeblich versuchen, mit eben diesem Denken wieder aufzusteigen, gleiches gilt für die anderen Seelenkräfte.

Nun mag einer, „der auszog, das Fürchten zu lernen“, annehmen, er müsse im Sinne des Mysteriendrama-Zitates, wenn er sich schon in seinem Abgrund vorfindet, sich wenigstens intensiv umsehen, etwa um genau berichten zu können, wie die Gesetze dieser Unterwelt wirken, vielleicht sogar, um später anderen damit helfen zu können. Diese auf den ersten Blick geisteswissenschaftlich anmutende Haltung scheint aber eher eine Suggestion des Abgrundes zu sein, denn es kann sich zeigen, dass das scheinbare „Verweilen“ viel mehr ein Verhaftetsein ist, da Aufmerksamkeit in dieser Unterwelt Wirkungen auslöst, die gefährlich werden können, weil sie immer mehr Unrat anzieht, auch solchen, der ursprünglich gar nicht „vorgesehen“ war. Die unbefangene Beobachtung ist zwar ein Schutz vor Wahnsinn, aber kein Ausweg. Es handelt sich hier durchaus nicht um ein geschlossenes System, das ein festgesetztes Mass an Ballast enthält, vielmehr kann man entdecken, dass eine Art Ernährungsprozess stattfindet. Je mehr Zuwendung diese Kräfte erhalten – und sei es aus noch so „hehren“ Gründen – desto stärker werden sie in den Abgestürzten eindringen. Man kann wirklich von einem „Verschlungenwerden“ sprechen.

Es gibt keinen Weg zurück

Man könnte meinen, man müsse seine Verfehlungen einfach rückgängig machen, vergleichsweise, den Weg aus dem Abgrund einfach

wieder zurück gehen, um aufzusteigen. Diese Hoffnung ist bald verloren, weil die Folgen meiner Taten aus dem Abgrund nicht mehr zu löschen sind. Die Tiefen der Schluchten des Willens etwa werden nicht mehr unschuldig verlassen. Es ist ja der Abgrund nicht in einer verborgenen und abtrennten Nische im stillen Kämmerlein, sondern vollzieht sich schuldaufladend mitten im Alltag.

Erstaunlicherweise wird der Abgrund nicht dadurch überwunden, dass man ihn durchschreitet. Er ist keine Sackgasse, an deren Ende man umkehren kann, sondern eine Einbahnstrasse, die immer weiter (von mir weg) führt. Es gibt allerdings eine abgründige Suggestion, dass das Weiterschreiten zum Licht führe. Das ist aber deutlich nicht der Fall, denn bildhaft gesprochen hat man das Licht im Rücken und geht nur immer weiter in seinen Schatten hinein. Der alte Spruch *per aspera ad astra* (durch die Finsternis zum Licht) führt naiv verstanden in dieser Situation in die Irre.

Phönix aus der Asche

Der beschriebenen Suggestion entkommt man erst, wenn man entdeckt, dass das johanneische Metanoieite (ändere deinen Sinn) nicht heisst: Kehre um und bessere dich, sondern: schwinge dich mit einem Satz aus dem Abgrund, indem du dein Bewusstsein (Denken, Fühlen und Wollen) in intensiver ruhiger Gelassenheit auf Themen wendest, die dir in folge der abgründigen Suggestion zuwider geworden sind. Je nach Schlucht sind solche Suggestionen Spott über Geisteswissenschaft (Fühlen), indem etwa die eigene Sicht die anthroposophische Forschung für lächerlich hält, oder Zweifel (Denken), wenn man sich selber nicht mehr trauen kann, weil man in seinem Handeln Widersprüche entdeckt, die bereits jenseits des Normalen liegen. Die Suggestion aus den Schluchten des Willens (Furcht) zielt auf das eigene Wesen: Du bist ausgestossen, unwürdig, wir werden dich richten: Vernichte Dich selbst!

Es gehört auch zu den Suggestionen des Abgrunds, dass man meint, man müsse ihn – mit offenem Visier – bekämpfen. Dieser Kampf ist aus-

sichtslos, weil er den Kämpfer nur immer weiter in die Schluchten hineinreisst. Man versucht den „Teufel mit dem Belzebub“ auszutreiben.

Es scheint, als müsse der Abgrund überwunden werden, nicht aber durchschritten. Das aber heisst, dass der eigene Blick, die eigene Perspektive über den Abgrund hinweg gerichtet werden muss: Es gibt Michael- und Georg-Darstellungen, in denen der Dache locker „im Vorbeigehen“ erlegt wird: Der Blick ist vorwärts gerichtet, mitunter auf eine göttliche Hand, orientiert. Der Drache verliert dadurch seinen Einfluss und kann mit einer ganz zerbrechlichen, mit den Fingerspitzen geführten Lanze unschädlich gemacht werden.

Allerdings setzen die Tiere der Schluchten alles daran, dass diese Sicht verhindert wird – und es ist erstaunlich, zu beobachten, mit welchem Einfallsreichtum, mit welchen „Tricks“ die eigene Seele immer wieder anders gefangen gehalten wird, indem ihre Grundlage der spirituellen Initiative (jener Schopf, an dem sich Münchhausen aus dem Sumpf zieht) unterminiert wird.

Aber wer bereit ist, sich den eigenen Fehlern und Schwächen (Doppelgänger) auszusetzen, der hat den eigenen Schopf schon ergriffen, er muss nur noch an ihm ziehen: An allen zersetzenden Wirkungen vorbei, den Blick auf eigene Ziele wenden setzt schon Entschlossenheit frei, die der Seele das Gleichgewicht und die Selbständigkeit schenkt. Wenn dieser Ruck zur Haltung wird, dann verliert der Abgrund seine Attraktion ohne dass der an ihm gereifte Charakter verloren geht.

*„...denn man steigt aus diesem Abgrund
im Verein mit vielen Geistern auf.
Dadurch wird man aus der geistigen Welt geboren.
Wird selbst Vernichter des Gewordenen,
lebt dieses spiritualisiert dar
und ist anwesend in seiner Vernichtung.“*

Anmerkungen

¹ Rudolf Steiner: Mysteriendrama (Die mich fliehen, lieben mich)

² Rudolf Steiner Mysteriendrama (Seele darf nicht stürzen wollen)

Überschreiten des Point of no return

Es war Samstag morgen. Ich stand am Fusse des Niesen am Thuner See. Die Sonne schien schon, wenn auch etwas scheu, auf die klar sich abzeichnenden Gipfel von Jungfrau Eiger, und Mönch, weckte die Täler aus ihrer nächtlichen Feuchte. Hier war ich noch nie geflogen. Deshalb wollte ich mich lieber der Flugschülergruppe meiner ehemaligen Flugschule anschliessen. Aber keiner war zu sehen. Hoffentlich war ich nur zu früh! Denn das Licht verhiess einen spannenden, wohl nicht allzu gefährlichen Tag.

Warum war ich denn eigentlich gekommen? War es die Sehnsucht nach Herausforderung? Dieser schöne Tag könnte doch mit einem Absturz enden. Musste ich denn wirklich fliegen? Alle mir Nahen versetzte mein Vorsatz in Sorge. Aber die Angst zu überwinden, dem Gewohnten ferner, dafür der Natur näher zu sein, sich nur mit Schirm und Notschirm „bewaffnet“ ihr auszuliefern, das reizt mich. Oder sind es die Momente, in denen die Thermik trägt, und ich mich in stillen Kreisen in die Höhe tragen lasse? Aber die Angst ist auch da: Während ich neulich über Grindelwald geflogen bin, ist ein Pilot zu Tode gestürzt, weil er beim Starten gestolpert ist und sein Schirm ihn dann – bereits vom Wind erfasst – über die Hangkante in den Abgrund gerissen hat. Und auf La Palma bin ich selbst auf einem Flug in ein turbulentes Luftgebiet gekommen: Erst raschelte es über mir, dann fiel ich einfach in einer Spirale nach unten: „Klapper“ heisst das in der Fachsprache, die turbulente Luft hat aus meinem Schirm ein Stoffknäul gemacht. Glücklicherweise hat sich der Schirm noch rechtzeitig wieder geöffnet.

Ja, die Flugschüler sind tatsächlich noch gekommen. Nun sitzen wir mit Micha, dem Fluglehrer, auf der Terrasse des Gipfelrestaurants und warten, bis die Sonne den Boden soweit erwärmt hat, dass sich über ihm die warme Luft ablöst und aufsteigt. Gegen 11 Uhr ist es dann soweit: Wir brechen zum Startplatz auf. Unterwegs steigen wir noch auf den Gipfel, um den Landeplatz zu sichten: „Seht ihr dort die Autobahn?“

Ein dünnes Doppelband in der Ferne vor der eindrucksvollen Kulisse des Thuner Sees. „Da gibt es eine Häuserreihe, die gehört noch zu Spiez, nebenan seht ihr ein helleres Grün, das ist ein Maisfeld, wer da drin landet, wird mit Schrot beschossen.“ Wir lachen unsicher. In der Ferne irgendwo ein dunkelgrünes Stückchen soll der Landeplatz sein, angeblich mit einem Windsack. „Den seht ihr dann, wenn ihr näher kommt.“ Ich habe schon einmal einen Landeplatz nicht gefunden und bin in der Luft herumgeirrt zwischen Hochspannungsleitungen und Seilen von Sesselliften. Ich versuche mir also den Ort genau einzuprägen und frage sicherheitshalber noch nach ein paar Details, die ich von hier erkennen kann.

Dann steigen wir wieder etwas hinab zum Startplatz. Jeder sucht sich nun ein freies Plätzchen, auf dem er seinen Gleitschirm auslegen kann. Von nun an ist jeder für sich selbst verantwortlich. Wenn ich die Leinen nicht sorgfältig ordne, wird der Start misslingen. Da wir uns alle warm anziehen und einen Helm tragen, bedeutet ein Startabbruch im harmlosesten Fall, die 20 kg Schirm und Gurtzeug Schweiß gebadet wieder bergauf zu schleppen. Im schlimmeren Fall gibt es einen unbemerkten Leinenüberwurf oder einen Knoten in den Leinen: Die Manövrierbarkeit des Schirms ist dann sehr eingeschränkt. Das kann gefährlich werden.

Nun ist es soweit: Viele machen noch verstohlen ein „Angstbiseli“. Ich habe meinen Schirm am oberen Teil des Hangs ausgebreitet und alle Leinen sorgfältig ausgelegt, Gurtzeug, in dem ich dann in der Luft sitzen werde, angelegt und auf sicheren Sitz überprüft. Nun liegt der Schirm liegt hinter mir und ich habe die Leinen in meinen Händen. So stehe ich da.

Jetzt muss ich nur noch starten. „Nur«! Und wenn die Leinen doch noch einen Überwurf haben, bei 30 Leinen, kann das schnell passieren! Ich drehe mich nochmals um, sehe aber nichts dergleichen. Und wenn die Leinen beim Aufziehen des Schirms einen Knoten bilden? – „Ja, dann tun sie's eben!“ denke ich und hoffe gleichzeitig, dass sie keinen Knoten bilden werden. Jetzt startet gerade mein Nachbar links. Erleichtert – schliesslich habe ich einen Grund, dass ich noch nicht starten muss – lasse ich die Arme etwas sinken. Nun ist er gestartet und kommt gut

vom Hang weg. Mein Blick geht den Hang hinunter: steil! Wenn man da stolpert und fällt... Dort ca. 10 m entfernt ist mein „Point of No Return«: Bis dahin muss ich in der Luft sein oder den Start abgebrochen haben, sonst werde ich mich an dem Hang nicht mehr halten können.

Eigentlich spricht nichts dagegen, dass ich *jetzt* starte. – Nun, der Wind könnte besser sein. Er kommt mir doch zu sehr von der Seite.

Dieser „einfache« Entschluss: Ich muss ja nur ein paar Schritte machen, mich nach vorn neigen und mich kräftig gegen den zurückziehenden Schirm drücken, dann werde ich den Boden unter mir verlieren – und fliegen. Ich weiss! Aber davon habe ich diese Schritte ja noch nicht gemacht. So stehe ich da, und nichts passiert, nur der Wind fächelt in mein Gesicht und meine „Wenn’s« und „Aber’s« laufen um die Wette, dann schweifen meine Gedanken ganz ab: „Point of No Return« Früher hätte ich gesagt, wenn ich mal gross bin, dann... Jetzt warte ich für das „dann« schon auf die Pensionierung.

Aber das hilft nichts: Ich stehe immer noch da. Die Bedingungen sind ok: Gurtzeug ist geprüft und sitzt. Wind nicht zu stark von vorn, Luftraum ist frei: Also? Ich verzichte nun auf meinen Kopf und seine Bewertungen. Ich denke nur noch: JETZT! Und nun *will* ich einfach: Ich beuge mich nach vorne und laufe los. Es raschelt hinter mir, die Leinen drücken gegen meine Hände und ich merke wie der Schirm sich mit Luft füllt und wie eine viel zu grosse Kapuze hinter mir aufsteigt.

Nun ist er über mir, das Vorwärtslaufen geht jetzt einfacher. Aber bevor ich nun so richtig los sprinte, ziehe ich an den Bremsleinen und mache einen Kontrollblick nach oben: Ist der Schirm gleichmässig offen? Noch zwei Schritte bis zum „Point of No Return«. Ja: es sieht gut aus! Also Bremsen los und: Go, go, go! Nach ein paar Schritten trete ich ins Leere: Der Schirm zieht mich in die Luft. Sicherheitshalber laufe ich auch in der Luft noch ein Stück weiter, aber der Hangwind weht ruhig, ich muss kein Durchsacken fürchten. Jetzt sind schon 6-7 m unter mir. Ich trete in meinen Fussgurt und ziehe mir so den Sitz unter mein Gesäss. Endlich atme ich auf: Der Start ist geglückt!

Nun heisst es *fliegen*: Mit einer Linkskurve versuche ich mich nah am Hang zu halten, da hier am ehesten Thermik zu erwarten ist. Das Vario (Instrument, das Steigen durch Piepsen und Sinken durch Knurren an-

zeigt) gibt beunruhigende Knurrlaute von sich. Wenn das so weitergeht, dann kann ich gleich den Landeanflug beginnen, denn bis Spiez muss man noch einige Kilometer fliegen.

Einige hundert Meter abseits vom Hang sehe ich ein kleines Wölkchen etwas oberhalb von mir: Sie bildet sich gerade. Da gibt es aufsteigende Luft. Soll ich es anfliegen? Der Abwind wird auf dem Weg dahin wahrscheinlich noch zunehmen, ich also weiter an Höhe verlieren. „Wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt darin um!“ Also anfliegen! Ich ziehe an meiner rechten Bremsleine und gehorsam dreht der Schirm nach rechts ab.

Tatsächlich, das Sinken nimmt zu. Oh, oh! Micha hatte uns ein Haus am Hang genannt, wenn wir auf Höhe dieses Hauses sind, heisst es Landeanflug: „Sonst steht ihr irgendwo in der Pampa“. Nun, viel Höhenreserve habe ich nicht mehr, drei Kreise könnte ich vermutlich noch fliegen, dann wäre es soweit. „Aber Hurra!“ – Das Wölkchen hält, was es verspricht: Erst neigt sich mein Schirm nochmals nach vorn: schnell in die Bremsen, sonst klappt er mir noch zusammen. Dann tauchen wir in die Thermik ein: Das Knurren meines Varios geht in sich freudig überschlagendes Piepsen über: Wir steigen! So, nun hübsch die Thermik zentrieren, nicht herausfallen, denn rund um die aufsteigende Luft gibt es einen Ring mit absteigender Luft. Von Entspannung keine Spur. Aufmerksam versuche ich immer unter der sich bildenden Wolke zu bleiben. Glücklicherweise ist sie so klein, dass ich es wagen kann, auch in sie hinein zu fliegen. Ich fliege hier mittlerweile allein, die Flugschüler haben sich offenbar nicht halten können und bereits den Landeanflug begonnen.

Huch, nun ist die Wolke einfach verschwunden und bedrohliches Knurren begleitet mich. Wir (d.h. mein Schirm und ich) fliegen eine nächste Wölkchengruppe an. Sie empfangen uns vergnügt wie „himmliche Kinder«, aber nicht nur ich möchte mit ihnen spielen, nein, sie auch mit uns Und das tun sie auch: sie lassen uns plötzlich einfach fallen. Aber wir steigen von hinten erneut in sie ein, und sie heben uns wieder ein Weilchen, dann weichen sie erneut auseinander, und wir sinken, aber diesmal bin ich schneller, und wir heften uns in an ihre Fersen: sie ziehen uns wieder nach oben.

In diesem herzlich vergnügten Treiben, das aber von mir immer wieder den Willen fordert: Nein ich lasse euch nicht, ihr müsst mich mitnehmen! Sind wir bereits 100m oberhalb des Gipfels. Viele Wanderer schauen uns vom Gipfelplateau aus zu. Schliesslich verabschieden wir uns von unseren Wölkchen und fliegen stolz noch zwei Ehrenrunden über die Köpfe der Wanderer. Ich „winke« ihnen mit meinen Beinen (die Hände brauche ich zum Steuern). Nun beginnen wir den langen Flug zum Landeplatz. Endlich kann ich mich entspannen. Jetzt erst merke ich, dass ich recht kalt geworden bin. Ich lehne mich zurück und lasse den Schirm einfach laufen und geniesse die herrliche Aussicht über die sonnenbeglänzten Gipfel, unten tiefblau der See.

Wo war der Landeplatz? Ich fliege auf die Autobahn zu und suche nach gelandeten Schirmen. Aus ihrer Lage am Boden kann ich auf die Windrichtung schliessen. Bald drehe ich meine Kreise über dem Landeplatz, um die Höhe abzubauen. Es steht schon ein wenig Biese (Nordwind), die mich immer wieder versetzt. Nun heisst es die Höhe abschätzen, um im richtigen Moment den Landeanflug zu beginnen. In einer Höhe von drei ausgewachsenen Tannen (ca. 90 m) beginnen wir den Gegenanflug (mit Wind im Rücken), dann Queranflug, schliesslich Endanflug.

Aber hier unten weht nur ein schwacher Wind im Vergleich zur Biese in der Höhe! Für diesen Wind bin ich viel zu hoch! Zu spät! Bereits habe ich das Ende des Landeplatzes erreicht (die Häuserreihe!), aber immer noch 10 m Höhe unter mir, das reicht aber nicht mehr für einen Vollkreis. Es hilft nichts: noch eine 180°-Kurve und Rückenwindlandung hang-aufwärts! Dadurch bin ich schneller, als ich laufen kann. So falle ich bei der Bodenberührung prompt vorn über. Passiert ist nichts, aber das heimliche Gelächter der Flugschüler war doch eine deutliche Quittung für einen mit den Wolken tanzenden Ikarus.



Prügelei in Lappland

Zum 18. Geburtstag meines Sohnes unternahmen wir beide eine Einödwanderung in Lappland. Das war eine Herausforderung für uns beide, da Vater und Sohn sehr verschieden sind. Wir hatten auf der Lemmenjoki-Tour innerhalb weniger Tage bereits alle unsere Vorräte verbraucht, sodass wir nach einer Woche in eine bewohntere Gegend zurückkehren mussten.

Neu verproviantiert, was soviel heisst wie: schwer beladen – setzten wir unseren Marsch nun etwas südlicher (Saariselkä) fort. Dieser Teil ging jetzt in wirklich unberührtes Gebiet, da wir bald die Wege verlassen hatten und stellenweise nur noch dem GPS vertrauend Kurs direkt auf die Einödhütten nahmen. Auf diese Weise fern der Zivilisation (und glücklicherweise auch ohne Mücken) wurde der Eindruck der Natur zunehmend intensiv.

Gegen Ende der Tour – wir hatten im Beginn einen Teil unserer uns zu schweren und auch überflüssigen Ausrüstung im Holzvorrat einer Einödhütte versteckt – mussten wir diese Ausrüstung wiederholen. So machte ich mich in morgendlicher Frühe auf, diesen Teil der Ausrüstung zu holen, während mein Sohn die Gelegenheit nutzte und gründlich ausschweif. Auf dem Rückweg setzte ich mich – etwas ermattet – auf meinen Rucksack, um mich dem unmittelbaren Eindruck der Natur hinzugeben. Auf diese Weise wollte ich mich der elementarischen Wirksamkeit dieser urwüchsigen Natur nahen. Ich dachte erwartungsvoll an Elfen und Trolle.

So kam ich langsam zur Ruhe und hoffte auf erbauliche Eindrücke. Es geschah aber etwas ganz anderes: Hinter mir bauten sich einige über-grosse, grobe Gestalten auf¹. Im Märchen hätte man sie sicher als Riesen bezeichnet. Sie waren jedenfalls um einiges grösser als ich. Und sie waren übelgelaunt. Ich merkte schnell, dass sie es auf mich abgesehen hatten: „Jetzt haben wir endlich einen dieser...“ – in ihrer Sprache hätten sie vielleicht „Murkser“ gesagt. Da sie aber mit meinen Worten „reden“

(besser wäre: poltern) mussten, stand ihnen nur das Wort „Umweltzerstörer“ zur Verfügung. Vermutlich war ihnen nicht völlig klar, was das ist, aber das war auch gar nicht nötig. Wichtig war, dass sie endlich einen von denen erwischt hatten, denen sie die Verantwortung dafür gaben, dass ihr Reich zerstört wurde. Sie waren da auch gar nicht zimperlich: Sie wollten auf mich losgehen und mindestens gründlich durchprügeln, wenn nicht schlimmeres.

Allerdings war ich mir gleichzeitig sicher, dass sie mir zwar etwas antun wollten, dass ihnen das aber nicht gelingen würde, da ich im Gegensatz zu ihnen auch noch einen physischen Leib hatte, an den sie nicht heran konnten. Deshalb hatte ich keine Angst vor ihnen. Allerdings konnte ich mich ihrem Unmut auch nicht verschliessen, denn tatsächlich war ich als Computerspezialist – wenigstens entfernt – mit Schuld an dem zur Abstraktion neigenden Gegenwartsbewusstsein, das sich die Fähigkeit der Aneilnahme zu Gunsten einer „Objektivität“ abgewöhnt hat und aus dieser Isolation heraus das Gewebe der Lebenszusammenhänge mehr und mehr zerstört.

Es war dann wirklich nicht einfach mit diesen Schratzen zu reden und ihnen verständlich zu machen, warum wir Menschen ein solches Bewusstsein (als Durchgangsstufe zur Souveränität) brauchen und dass wir dann eine neue Hinwendung zur Natur vollziehen werden (müssen). Meine Zuhörer verschwanden mit ärgerlichem Erstaunen aus meinem Bewusstsein. Und der noch trübe Morgen nahm seinen Lauf.,m

Sensibilität und Stabilität

Ich habe diese Schilderung vorausgeschickt, um verschiedene Aspekte eines solchen Erlebnisses zu beleuchten.

Zunächst bedarf es der Vorbereitung. Die langen Wanderungen in der Wildnis ermöglichen, mit den Gegebenheiten vertraut zu werden. Um sich auf die Umgebung einzulassen, muss ich zur Ruhe kommen. Das heisst: alles was als Autopilot im Bewusstsein Gedanken und Gefühle heraufspülen will, muss unwichtig werden. Ich darf das allerdings nicht abwehren – so bekäme es nur neues Gewicht – sondern muss gelassen an all dem vorbei sehen. Auf diese Weise weren die Quellen des "auto-

matischen Bewusstseins" ausgetrocknet: Ruhe kehrt ein. Anschliessend braucht es einen Entschluss zur Hinwendung: Jetzt! (vergl. Überschreiten des Point of no Return) Diese offene Hinwendung (wir kommen im Kapitel "Lesen im Buche der Natur" darauf zurück) kann man auch wie eine Fragehaltung empfinden: Wer ist da? Es kann sich dann Anwesenheit einstellen. Diese Anwesenheit kann sich dann in ganz unerwarteten Bildern ausdrücken. (Ich erwartete Naturseeligkeit und Faunstimmung!) Dabei ist entscheidend, dass man die sich einstellenden Bilder *zulässt*, oder wenn sie blass bleiben mit eigenen Bildern nachhilft. Im Kapitel Die Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination wird sich zeigen, dass es dabei kaum auf den Inhalt der Bilder ankommt, mehr auf das was sich in ihnen ausdrücken will.

Bei einem solchen Erlebnis spielen zwei Aspekte der inneren Schulung zum Übersinnlichen eine besondere Rolle:

1. Sensibilität
2. Stabilität

Beide Aspekte scheinen zunächst Pole zu sein: Wer zu stabil ist (z.B. der bloss berechnende Manager), ist meist auch ganz unsensibel – und umgekehrt, wer zu sensibel ist (wie der immer am Rande der Psychiatrie lebende Hysteriker), ist oft auch labil. Wer sich übersinnliche Erfahrungen durch innere Schulung erarbeiten will, der muss beide Aspekte dauernd im Auge behalten. Je mehr man seine Sensibilität entwickelt, desto mehr muss man auf Stabilität im Leben achten.

Wir haben im Kapitel "Im Abgrund scheitern" gesehen, wie die Erlebnisse des Abgrundes zunächst destabilisieren, wenn sie aber bewältigt werden, ein guter Garant für Stabilität werden können.

Man kann diese Stabilität aber auch durch Übungen unterstützen. Sie werden in der Anthroposophie Nebenübungen genannt. Es sind folgende sechs Übungen:

1. Konzentration
2. Willensübung
3. Unbefangenheit
4. Positivität
5. Gelassenheit
6. Gleichgewicht dieser Übungen

Es gibt im Anthroposophischen Schrifttum ausführliche Darstellungen dieser Übungen, auf die ich hier gern verweise.²

Wenn man diese Übungen pflegt, zeigt ich, dass sie individuelle Schwierigkeitsgrade haben. Was beispielsweise für Frauen eher leicht ist: Die Willensübung (Jeden Tag um die gleiche Zeit eine unbedeutende Handlung ausführen, zu der man von aussen nicht genötigt ist), ist für Männer oft einer Herausforderung. Das umgekehrte konnte ich bei der Konzentrationsübung (Jeden Tag einige Minuten über einen von Menschen geschaffenen Gegenstand z.B. Löffel nachdenken) beobachten: Hier haben offenbar Männer weniger Schwierigkeiten. Ich selber habe mich beispielsweise 10 Jahre lang mit der Konzentration auf das Thema Löffel beschränkt. Als ich dann diese Übung aufhörte stellten sich prompt Konzentrationschwächen ein.

Diese Übungen sind dann richtig geübt, wenn aus ihnen das Gefühl zunehmender Souveränität hervorgeht. Denn das halte ich für eine entscheidende Grundlage um eigene Stabilität herzustellen.

Wer über diese Souveränität nicht verfügen kann, den möchte ich warnen vor Übungen zur Sensibilisierung, wie sie etwa im Kapitel Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination beschrieben sind.

Menschen, die von sich aus zu Bilderfluten neigen, enden in der Psychiatrie, wenn sie diese Fluten anfachen ohne gleichzeitig die innere Kraft zu haben, sich dem auch aussetzen zu können. Die oben geschilderte Situation kann dann einen ganz anderen Verlauf nehmen: Die Prügelei findet dann seelisch wirklich statt und endet möglicherweise mit einem Verfolgungswahn. ("Horrortrip")

Wer also den Eindruck hat, dass er von Bildern heimgesucht wird, die ihm seine Autonomie nehmen, den möchte ich ausdrücklich warnen vor irgendwelchen sensibilisierenden Übungen. Er möge lieber intensiv Sport treiben, um zuerst den eigenen Leib sich anzueignen (*Mens sana in corpore sano*: Ein gesunder Geist braucht einen gesunden Körper).

Sport fristet meines Erachtens in Anthroposophischen Reihen zu unrecht ein Schattendasein. Ich habe selbst vor einem Jahr begonnen regelmässig zu trainieren (Laufen und Radfahren) und geniesse das Gefühl, richtig "da" zu sein.

Nun könnte man vermuten, dass so ein sich Verbinden mit dem Körper der Sensibilität abträglich sei. Ich habe diese Vermutung bisher nicht bestätigen können. Auch die geschilderte Szene in Lappland trat ein, nach durchaus kräftiger Belastung des Körpers.

Glücklicherweise verfügt die Seele über natürliche Abwehrmechanismen (siehe im Abgrund scheitern) wie Furcht, um sich vor dem Instabil-Werden durch zu grosse Sensibilität zu schützen.

(Endnotes)

¹ Wie diese Bilder zu verstehen sind und wie sie entstehen wird im Kapitel Imagination (S. 15) behandeln.

² Etwa Rudolf Steiner Geheimwissenschaft im Umriss. Kap. Pfad der höheren Erkenntnis.

Die Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination

Als ich vor einigen Jahren im Grossen Saal des Goetheanum in einem Mysteriendrama Rudolf Steiners sass, begann, bevor sich der Vorhang öffnete, in einiger Entfernung von mir ein Wecker elektronisch erzeugte Pieptöne von sich zu geben. Erschrockenes Rascheln des oder der BesitzerIn, bis das Piepen verstummte. Die Szene begann. Nach einigen Minuten erscholl allerdings das gleiche Piepen erneut. Wiederholtes Rascheln, diesmal mit mehr Erfolg: Das Piepen war endgültig verstummt. Um mich eine Atmosphäre von ärgerlichem Schweigen: Man sah möglichst konzentriert auf die Bühne und tat so, als ob nichts gewesen sei.

Märchenhaft

Beim zweiten Piepen hatte ich jedoch den mich überraschenden Eindruck: «Warum hört mich denn keiner?» Ich liess mich also auf ein Gespräch ein, indem ich meinen Arm bereit hielt, als kleine Bank zu dienen, und prompt setzte sich ein Männlein darauf und sah mich mit grossen Augen an. Ich begann ihm zu erklären: «Das ist jetzt gar nicht der richtige Moment, in dem du rufst!» Verdutzt hörte der Kleine zu und – seine Aufmerksamkeit ausnutzend – erklärte ich ihm: «Wir Menschen sehen hier ein wichtiges Schauspiel; da geht es darum, wie Menschen lernen können, dass sie deine Welt auch sehen.» Das Männlein zwinkerte dankbar mit den Augen und schwupp, war es von meinem Arm verschwunden.

Wissenschaftlich

Diese kleine Geschichte läuft Gefahr, beim Leser einen ganz falschen Eindruck zu erwecken. Sie ist nur eine imaginative Erzählung. Nicht, dass es das «Männlein» nicht gäbe, auch «sass» es natürlich auf meinem Arm, aber es hatte kein Gewicht und war ganz und gar unsichtbar. Für

sonnige Gemüter ist obige Beschreibung wohl ganz hinreichend, aber für den wissenschaftlichen Verstand sehr unklar, weil nicht deutlich ist, welchen Realitätsgrad das «Männlein» eigentlich hat. Deshalb sei die ganze Situation nochmals bewusstseinsmässig analysiert.

Nach dem zweiten Piepen hatte ich also einen Eindruck, den ich, in Worte gefasst, so wiedergeben würde: «Hallo! Warum hört mich keiner.» Aber die Worte sind nur der sprachliche Ausdruck, um mich dem Leser mitzuteilen, es waren keine Worte zu hören. Entsprechend könnte ich die Stimmung auch ganz anders, etwa in eine auf sich aufmerksam machende Geste übertragen: jemand schwenkt ein rotes Fähnlein. Der Eindruck selbst war für mich überraschend, ich war eigentlich auf die beginnende Szene konzentriert, anschliessend auch bereit, in das allgemeine «Unverschämtheit, einen Wecker piepen zu lassen» meiner Umgebung einzustimmen. Ich habe dann mir aber versuchsweise vorgestellt, es sässe der «kleine Störenfried» auf meinem Arm. Natürlich war da nichts zu sehen gewesen. Weiter habe ich mir vorgestellt: Wenn er da wirklich sässe, was hätte ich ihm dann zu sagen. Dies erzählte ich ihm dann auch, indem ich innerlich mit ihm sprach, so wie man sonst sich selbst Gedanken erzählt, wenn man etwas gedanklich zu bewältigen sucht. Seine Grösse entsprach der Bedeutung des Geschehens: Er war (für mich) klein, weil ich die Episode selbst als «nebensächlich» einstufte, und weil sein Verhalten mir keinen «gewaltigen», sondern eher einen lausbubenhaften Eindruck machte. (In dieser Bewertung sollte ich mich täuschen, wie ich erst 15 Jahre später merkte: s. S. 41)

Die Quelle der dabei dann entstehenden Stimmungen zunächst der Aufmerksamkeit und dann der Dankbarkeit sind jedoch schwieriger zu lokalisieren, da ich ja selber ein Interesse daran gehabt habe, dass mein «kleiner» Zuhörer auch aufmerksam zuhört und sich dann bedankt. Diese Erwartungen können selbst zu Quellen der Einbildung werden: Ich «sehe», was ich erwarte (Projektion).

Die gebildeten Vorstellungen sind hier Hilfsmittel, um die entstehenden Stimmungen oder Eindrücke zu differenzieren und zu entwickeln. Sie sind in ihrer Form ähnlich subjektiv wie Traumbilder, sind also nicht «wörtlich» zu nehmen, sondern wollen gelesen werden, um auf den «dahinter» liegenden Sinn zu verweisen.

Gefühl für die Wahrheit

An dieser Stelle wird deutlich, dass es eine feine innere Wahrnehmung erfordert, um zwischen Projektion und Eindruck zu unterscheiden. Hier setzt denn auch die Kritik des Wissenschaftlers an, der schnell bereit ist zu zweifeln, ob diese notwendige Unterscheidung überhaupt geleistet werden kann. Zumindest für sich selbst wird er meist in Frage stellen, ob auf diese Weise etwas Wirkliches zustande kommen könne. Allerdings hindert er sich mit diesem Vorurteil, überhaupt je eine andere Erfahrung zu machen. Nun wäre er aber gerade aufgrund seiner erkenntnis-kritischen Haltung geeignet, an dieser Stelle seriöse Untersuchungen zu machen und nicht auf Projektionen hereinzufallen. Leider verhindert jedoch die gängige wissenschaftliche Ausbildung gerade diese Feinfühligkeit, da wissenschaftliche Beweise gewöhnlich äussere Beweise sind, d. h. dieses innere Wahrheitserlebnis nicht selbst zum Thema erheben, sondern mit Beweisketten neue Erfahrungen auf alte zurückführen.

Dass diese Beweisketten selbst auf diesem Wahrheitsgefühl (Evidenz) beruhen, wird dabei deshalb übersehen, weil das Evidenzerlebnis meist durch Schlusstechnik (Logik) ersetzt wird.

Evidenz-Übung

Um auf diesem Felde mehr Sicherheit zu gewinnen, kann eine kleine Übung helfen: Eine Primzahl ist eine Zahl, die nur durch sich selbst und durch 1 teilbar ist. Man kann sich nun klar machen, das 2 die einzige gerade Primzahl ist, weil «gerade» heisst: die Zahl ist durch 2 teilbar. 4 ist also keine Primzahl. Nun kann man versuchen, 4 mit der gleichen Überzeugung als Primzahl zu denken und beobachten, wie das Denkerlebnis verschieden ist: Es ist von der sicheren Einsicht begleitet, *es stimmt nicht*, es ist willkürlich. Man macht also parallel zwei Erfahrungen: Man weiss (Erfahrung 1), dass es nicht stimmt (Erfahrung 2). Den gleichen Erfahrungsunterschied kann man aufsuchen, wenn man den Unterschied zwischen einem gesehenen Löffel und einem vorgestellten Löffel untersucht. Wer mit diesen Unterschieden in innerer Unbefangenheit umgehen kann, der findet auch das Kriterium zwischen Eindruck und Einbildung zu unterscheiden. Diese Unterscheidung ist schwierig, aber möglich.

Ob man überhaupt Eindrücke hat, ist sicher auch eine Frage der Begabung. Aber Sensibilität lässt dich durch Übungen auch schulen. Allerdings werden die meisten Eindrücke durch Vorurteile verdeckt, sodass sie gar nicht die rechte Würdigung erfahren. Diese Vorurteile werden durch die oben beschriebene Unsicherheit gestärkt: «Es ist doch alles bloss Einbildung.»

Imagination: Wesensbekleidung

Aus dem Beschriebenen kann deutlich werden: bei diesem Ansatz steht am Anfang der Eindruck (Inspiration), den ich mir mit Hilfe der Imagination (Bildgeschichte) zum Bewusstsein bringe. Meine Bilderfähigkeit dient mir, um meinen Eindruck zu differenzieren. Man könnte sagen, ich benutze Bilder, um die sich mir nähernden Wesen zu bekleiden – und merke erstaunlicherweise, ob und in wiefern diese Kleider den Wesen «stehen» oder ob ich sie unvoreteilhaft angezogen habe. Im Sinne einer „exakten Phantasie“ Goethes ist die Seele aufgerufen, den sich ergebenden Eindruck in ein möglichst passendes Bild zu prägen und damit den Eindruck zu beleuchten.

Imagination: Beleuchtung der Geistwesen mit eigenem Licht

Rudolf Steiner charakterisiert die hier in Betracht kommenden Vorgänge in seinen Ausführungen über die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreutz so: *„Beim übersinnlichen Wahrnehmen ist eine viel regere, bewußtere Betätigung der Seele vorhanden als beim sinnlichen. – In dem Falle des Wanderers zur «Chymischen Hochzeit» wird diese Betätigung durch den Bildekräfteleib ausgeübt, wie im Falle des physischen Sehens durch den sinnlichen Leib mittels der Augen. Diese Tätigkeit des Bildekräfteleibes läßt sich vergleichen mit der Erregung von ausstrahlendem Licht. Solches Licht trifft auf das sich offenbarende Geistwesen. Es wird von diesem zurückgestrahlt. Der Schauende sieht also sein eigenes ausgestrahltes Licht, und hinter dessen Grenze wird er das begrenzende Wesen gewahr. (...) Das Geistwesen hat objektive Wirklichkeit; das Bild, durch das es sich offenbart, ist eine durch das Wesen bewirkte Modifikation in der Ausstrahlung des Bildekräfteleibes. (...) Der Träger der Imagination fügt*

diese zu dem bezeichneten geistigen Wesen oder Vorgang mit derselben inneren bewußten Freiheit hinzu, mit der ein Wort oder ein Satz als Ausdruck für einen sinnlichen Gegenstand gebraucht wird. Es kann derjenige, welcher keine Erkenntnis von dem Wesen der geistigen Welt hat, auf den Gedanken kommen, daß es völlig unnötig sei, diese in bildlosen Erfahrungen sich offenbarende geistige Welt in Imaginationen zu kleiden, die den Schein des Visionären hervorrufen. Dem ist zu erwidern, daß zwar nicht die Imagination das Wesenhafte ist, das geistig wahrgenommen wird, daß sie aber das Mittel ist, durch das dieses Wesenhafte in der Seele sich offenbaren muß. So wenig man eine sinnliche Farbe ohne bestimmte Tätigkeit eines Auges wahrnehmen kann, so wenig kann man ein Geistiges erleben, ohne daß man von innen heraus ihm mit einer bestimmten Imagination begegnet. Dies hindert nicht daran, bei der Darstellung geistiger Erlebnisse, die durch Imagination gemacht sind, sich reiner Begriffe, wie sie in der Naturwissenschaft oder Philosophie üblich sind, zu bedienen.“¹

Welchen Wert haben Bilder für die übersinnliche Erkenntnis?

Galt noch in der Zeit des alten Testaments: Du sollst Dir kein Bildnis machen, so zeigt sich heute, dass beispielsweise Stimmungen ohne die Verwendung von Bildern kaum zu fassen sind. Besonders aber übersinnliche Erfahrungen bedürfen der Bilder, um sich ihrer bewusst zu werden; zu schnell huschen sie sonst über den Seelenhintergrund und verschwinden wieder im Unwesentlichen.

In der übersinnlichen Erfahrung ist der Zusammenhang von Sinn (s. Kap. Lesen im Buche der Natur) und Bild (Imagination) – mindestens anfänglich – nicht klar überschaubar. Die Seele kann sich Bildern aussetzen und von da aus nach dem zugehörigen Sinn suchen, oder sie kann versuchen den zunächst als Stimmung auftretenden Sinn durch Bilder zu verdichten. (Ich möchte hier das vage Erscheinen von übersinnlichen Eindrücken erst einmal mit „Stimmungen“ beschreiben.)

Geisteswissenschaft und Psychiatrie

Die Verständigung über den Sinn, der Bildern zugrunde liegt, ist eine Grundlage einer Geisteswissenschaft, die sich an die Stufe des Studiums

anschliesst. Dass Wissenschaftler sie kaum betreten, liegt weniger daran, dass die Erfahrungen bei ihnen nicht auftreten sondern hauptsächlich daran, dass diese Erfahrungen eher unauffällig und im Hintergrund der Seele stattfinden und damit nicht durch den Filter der gewohnten Erkenntnisgrammatik hindurchkommen. Die Seele findet sich oft in einem Widerspruch: Einerseits sehnt sie sich nach «übersinnlicher Erfahrung», andererseits verfügt sie über wirksame Abwehrmechanismen, um sich vor der Innigkeit und Verbindlichkeit gerade dieser Erfahrungen zu schützen. Dieser Schutz ist oft wohl ganz berechtigt, weil die Seele über genügend psychische Stabilität verfügen muss (Siehe Kap. Prugelie in Lappland), um die eigene Integrität nicht zu verlieren. Mit anderen Worten: Ohne den Hüter der Schwelle, der die Seele am unvorbereiteten Eintreten in geistige Erfahrungen hindert, wäre die Seele gefährdet, mit Vorgängen und Wesen der geistigen Welt so zusammenzufließen, dass sie, anstatt ihre Eigenheit zu verfeinern, sich ihr fremden Einflüssen überlässt und so in eine Abhängigkeit gerät, die schliesslich psychiatrisch behandelt werden muss.

Katathymes Bilderleben (Tagtraum-Technik)

Ein Verfahren, das in der Seele schlummernde Bildvermögen wachzurufen, wurde systematisch von Hanscarl Leuner (Göttingen) in der Mitte des letzten Jahrhunderts entwickelt, obwohl bereits Johannes H. Schultz in seiner Oberstufe (1932) des Autogenen Trainings auf solches Bildvermögen der Seele gestossen ist. Im von Leuner sog. *katathymen Bilderleben* (heute: *Katathym imaginative Psychotherapie* oder *Tagtraumtechnik*) – es wurde später teils von Rückführungstherapeuten übernommen – wird der Klient zunächst in eine Entspannung geführt, dadurch entsteht eine Lockerung im Verhältnis zu seinem physischen Leib. Dieser Zustand ist eine Vorstufe zur Hypnose, aber dennoch nicht mit ihr zu verwechseln, da der Entspannte die Souveränität (wie in jeder normalen Meditation) über sich völlig behält und in jedem Moment abbrechen kann, indem er etwa seine Muskeln spannt und in das Tagesbewusstsein zurückkehrt. In dieser Entspannung (Lockerung) wird ihm ein Bildmotiv empfohlen: Etwa: „*du stehst an einer Lichtung, Schildere was du siehst. Es nähert sich jemand. Was passiert jetzt? Wie sieht er aus? Was sagt er?*“ usw. Dieses

Verfahren wird mitunter auch als *geführte Meditation* bezeichnet. Tatsächlich treten in der Seele, wenn sie nicht durch irgendwelche Erlebnisse (z.B. Schocks) blockiert ist, die vorgeschlagenen (suggerierten) Erlebnisse auf. Was sich abspielt, ist mitunter ganz überraschend und nicht vorhersagbar. Die Bilder, die die Seele hervorholt, sind jedoch keineswegs zufällig. Anamnestiche Verfahren der Tiefenpsychologie nutzen diese Bilderfähigkeit, um an in der Seele verschüttete oder unter Verschluss stehende Erlebnisse und Verletzungen heranzukommen. Übersinnliche Einflüsse können hier als Bilder erscheinen.

Von der Imagination zur Inspiration

Anthroposophische Autoren (Jostein Saether, Heide Oehms) haben neben jeweils anderen Methoden auf ein der Tagtraum-Technik ähnliches Verfahren zurückgegriffen und ihre Erfahrungen publiziert² Allerdings bestimmt sich der Meditierende selbst Ausgangsbild und Dauer. Ungeohnt ist die Haltung: nach einer bildhaften Vorbereitung Bilder kommen zu lassen: "Ich steige in eine Höhle, schaue mir alles genau an und kehre schliesslich ans Tageslicht einer neuen Landschaft zurück". Die so entstehenden Bilder weisen aber immer auf eine Bedeutung.

Um diesen Ansatz als Forschungsmethode würdigen zu können, muss die Frage geklärt werden, welche Quellen speisen die Bilder? Dass seelische und leibliche Quellen reichlich sprudeln können (ein auftauchender gewaltiger Löwe kann auch Bild für ein von der Verdauung zu bewältigendes Fondue sein), zeigt sich schnell. Dies gilt aber für alle seriösen meditativen Verfahren: Sie vermeiden die Begegnung mit dem eigenen Doppelgänger nicht. Es wäre kurzschlüssig, allein deshalb ein solches Verfahren zu verwerfen, weil es zunächst Facetten des eigenen Doppelgängers der Seele vor Augen führt. Hier ist aber die Frage entscheidend: Treten Bilder auf, die geistige Bedeutung haben, indem sie beispielsweise auf frühere Erdenleben verweisen? Wie gewinnt man Sicherheit über die tatsächliche *Bildquelle*? Wie hängt der Sinn (Inspiration) mit den Bildern (Imagination) zusammen? Ich möchte diese Verfahren projizierende Verfahren nennen, weil sie einen zunächst noch unbewusst bleibenden Sinn auf der inneren Leinwand verbildlichen. Dieser Sinn muss dann

nachträglich gedeutet werden, wobei die Hoffnung ist, dass der, der die Bilder hat, in sich auch den Quell der Deutung trägt.

Ferner muss der Fokus der Meditation im Voraus bestimmt werden: Der Meditierende wendet sich an ein ihm nahestehendes geistiges Wesen, z.B. seinen Engel, mit der Bitte, ihn in der rechten Art in der Meditation zu führen, und hofft im Weiteren, dass diese Führung stattfindet. Auch dies ist etwas ungewohnt, weil sonst bei einer Spruchmeditation der Spruch, bei einer Bildmeditation das Bild diese Funktion selbst übernimmt. Aber man darf wohl annehmen, dass geistige Wesen, wenn sie sehen, dass jemand eine Verbindung sucht, sich darauf einstellen und auf diese Weise eine Führung versuchen. Allerdings liegt diese Führung mindestens im Beginne ausserhalb des Bewusstseins, und bedarf daher nachträglich der Rechtfertigung. Diese Rechtfertigung kann dadurch erfolgen, dass der Meditierende mit den entstandenen Bildern lebt, und sieht, wie sie sich im Laufe der Zeit verändern, und ob und in wieweit sie sich im Leben bewähren.

Da bei diesem Verfahren Bilder ohne grosse Anstrengung in der Seele auftauchen, stellt sich die Frage, ob die Seele in der Lage ist, die auftauchenden Bilder wirklich zu bewältigen. Hier berührt die innere Entwicklung Fragen der Psychologie und Psychiatrie: Psychotisch veranlagte Menschen, bei denen Bilder inflationär werden, sollten sich besser von solchen projizierenden Verfahren fernhalten, wenn sie nicht überhaupt jede imaginative Schulung meiden sollten. Auf der anderen Seite ist eine Sensibilisierung der Seele eine Voraussetzung, um überhaupt von der übersinnlichen Welt berührt zu werden.

(Endnotes)

- ¹ Aus: Rudolf Steiner Die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz in GA35
- ² (1) Jostein Saether: **Wandeln unter unsichtbaren Menschen.** Eine karmische Autobiographie. 1999. 324 S. 22,5 cm. Kartoniert. 528gr. ISBN: 3-8251-7257-0
- (2) Heide Oehms: **Karma-Erkenntnis, warum?** Innere Entwicklung als Grundlage geistiger Fähigkeiten. 2. Aufl. 2000. 269 S. 22,5 cm. Kartoniert. 422gr. ISBN: 3-8251-7255-4

Lesen im Buche der Natur

Über die Inspiration

Wir haben gesehen, daß der Umgang mit Bildern und Imaginationen naiv beginnen darf, aber im weiteren Verlauf zu Kriterien führen muss, die Licht auf den Wert und den Realitätsgehalt dieser Bilder werfen. Nun wollen wir diese ›Qualitätssicherung‹ im Hinblick auf die Inspiration erweitern.

Jedes Bild hat einen Rahmen. Durch ihn wird das Bild erst zum Bild. Denn typisch für ein Bild ist, daß es Bild von *etwas* ist, nicht aber sich selbst meint und sich so gegen seine Umgebung abhebt. Das betonen wir, indem wir unsere Bilder rahmen. Sogar gegenstandslose oder ›abstrakte‹ Bilder sind Bilder von etwas: Auch sie meinen nicht sich selbst. Nur als Restaurator und Kunstwissenschaftler interessieren wir uns für das Material, aus dem das Bild besteht, als Betrachter dagegen lassen wir uns durch das Bild beeindrucken. Dabei hilft uns der Rahmen als Kontrast zur Umgebung. Rahmen schälen Bilder aus der Gleichgültigkeit ihrer Umgebung heraus.

Was zunächst für das Gemälde gilt, läßt sich leicht auch auf andere Kunstgattungen erweitern. So etwa dient der Auftritt beim Konzert als Rahmen, um das Musikstück in seiner Zeitgestalt aus dem Alltag herauszuheben. Ja, es hängt eigentlich nur von meiner Haltung ab, ob ich mir etwas zum Bild werden lasse und es damit aus der Gewöhnlichkeit ›herausrahme‹. Wenn ich bereit bin, ›etwas‹ auf seinen Ausdruck hin anzusehen, wird es zum Bild. Bleibe ich aber dabei stehen, daß ich nur in den Weiten des Bildes lustwandle, wird mir sein Sinn, das heißt das Gemeinte, verborgen bleiben. (Weshalb ›Imaginationen‹ auch keine Erkenntnisse sind, sondern Herausforderungen, nach dem zugehörigen Sinn zu suchen.) Zunächst sind Bilder Fragen und ihre Rahmen Fragezeichen. Damit sind sie aber bereits als Schrift entdeckt, die gelesen werden will.

Auf den Sinn blicken können

Wer liest, blickt zwar auf die Buchstaben, aber er richtet seine Aufmerksamkeit nicht auf das Besondere der Buchstaben, sondern sucht – sofern

er des Lesens und der Sprache kundig ist – auf das Gemeinte zu blicken (siehe Kasten *Von der Imagination zur Inspiration*). Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß Lesen heißt: die Lesezeichen (Buchstaben) wegräumen. Der Leser dieses Textes wird (bisher) kein besonderes Augenmerk darauf verwandt haben, daß dieser Text in einer Serifen-Schrift gedruckt ist, daß die Absätze nach Zwischenüberschriften keine Einzüge haben und so weiter. Im Gegenteil: Die Aufmerksamkeit auf die Serifen (kleine, abschließende Querstriche am oberen und unteren Ende der Buchstaben) wird das Verständnis behindern. Der Leser wird bemerken, wenn er nach diesen Querstrichen sucht, dass er den Lesefluß unterbrechen muß, um seine Aufmerksamkeit der Schrift selbst zuzuwenden. Das zeigt schon beim gewöhnlichen Lesen, daß der Leser das Gesehene ständig wegschaffen muß, um auf den Sinn blicken zu können.

Das Gleiche gilt beim Hören: Auch hier interessiere ich mich nicht für die Höhe oder Rauheit der Stimme, auch nicht für die Artikulation, soweit sie mich nicht am Verständnis hindern. Ja, selbst die Sprache spielt keine Rolle, sofern ich sie beherrsche. Im Verstehen suche ich auf das vom anderen Gemeinte direkt durchzublicken, die sinnliche Vermittlung aber auszublenden. Allerdings kann auch die Stimme selbst wieder Ausdruck werden. Sie erzählt dann von der Stimmung des Sprechenden. Aber dann setze ich mich nicht mit den sinnlichen Parametern, wie Lautstärke und Klang auseinander, sondern versuche auch hier, sie zu lesen.

Auf diese Weise werde ich des Sinnes, des Gemeinten oder der Stimmung unmittelbar inne: Es ist nicht ein Zusammenstückeln von Bruchstücken, die in der Erkenntnis enden, sondern der Sinn wird unmittelbar und als Ganzes zugänglich. Natürlich können beim Verständnis eines komplexen Zusammenhangs zunächst nur Teileinsichten auftreten, aber die Teile dieser (komplexeren) Einsicht selbst sind wieder klar durchschaubar und bilden Ganzheiten, die sich ihrerseits verfeinern und vertiefen lassen.

Mit dem Modell des Lesens läßt sich recht gut die Besonderheit und das Auftreten einer Inspiration charakterisieren: Nachdem sich das Bewußtsein intensiv mit einem Inhalt (zum Beispiel einer Naturstimmung) erfüllt hat, wird dieser aktiv aus dem Bewußtsein entfernt.

Anschließend blickt die Aufmerksamkeit auf das, was den Bewußtseins-horizont daraufhin wie eine Antwort, ein Nachbild ausfüllt. Rudolf Steiner spricht für die Untersuchung der Aura sogar vom «Absuggerieren» des physischen Leibes, um einen «Durchblick» auf die Aura zu erreichen.³ Zwischen beiden Verfassungen liegt ein Sprung, der je nach Thematik, eigener Befindlichkeit und eigenen Fähigkeiten gelingt oder auch nicht gelingt. Die Sinneswelt sich zum Bild werden zu lassen, ist ein Schritt an die skizzierte Grenze.

Leeres Bewußtsein herbeiführen

In «Grenzen der Naturerkenntnis» schildert Rudolf Steiner¹, wie man über die gewöhnliche Sinneswahrnehmung hinauskommt, wenn «*man nicht im gewöhnlichen Sinne mit Vorstellungen diese [Sinnes-]Wahrnehmungen beurteilt, sondern daß man sich symbolische oder andere Bilder schafft zu dem mit dem Auge zu Sehenden, mit dem Ohre zu Hörenden, auch Wärmebilder, Tastbilder und so weiter. Dadurch daß man gewissermaßen das Wahrnehmen in Fluß bringt, daß man Bewegung und Leben in das Wahrnehmen hineinbringt, aber in einer solchen Weise, wie es nicht im gewöhnlichen Vorstellen geschieht, sondern im symbolisierenden oder auch künstlerisch verarbeitenden Wahrnehmen, dadurch kommt man viel eher zu der Kraft, sich von der Wahrnehmung als solcher durchdringen zu lassen. [...] Man muß selbstverständlich nicht glauben, dies sei zu erreichen in kurzer Zeit.*» Er schildert hier die Intensität und Verdichtung, die man einer Sinneswahrnehmung angedeihen lassen kann. Er weist dann darauf hin, wie man so in das Gebiet des Lebendigen eintritt. Erst wenn die Schriftzeichen (Sinnesbilder) in genügender Intensität im Bewußtsein leben, kann sie die Inspiration (ihren Sinn) öffnen.

Obwohl jede Erkenntnis schon den Charakter der Unvorhersehbarkeit hat – oder religiös gesprochen ein Gnadenakt ist –, sind wir nicht gewohnt, diesen Sprung systematisch einzuleiten. Oft scheitern wir an der Herbeiführung eines leeren Bewußtseins dadurch, daß wir es mit dem Zustand der Leere füllen wollen; nicht der Blick auf die Leere führt zu wirklicher Leere, da die Leere so Vorstellung bleibt, die das Bewußtsein erfüllt. Erst wenn wir uns beeindrucken lassen wollen, indem wir

Mut haben, uns auf das einzulassen, was da vielleicht kommen könnte, nähern wir uns dieser Leere. So lange das Bewußtsein seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungsfläche fixiert, kommt es aus dieser Fixierung nicht heraus. Wir bleiben Beobachter der inneren Bühne.

Ich selbst habe mich lange Zeit irritieren lassen, indem ich versuchte, ein leeres Bewusstsein dadurch herzustellen, dass ich mich auf dieses leere Bewusstsein zu konzentrieren versuchte, indem ich dachte: "Leeres Bewusstsein". Das führt aber nur dazu, dass man sein Bewusstsein mit "leerem Bewusstsein" füllt: Es ist ein mit dem Begriff oder der Vorstellung des leeren Bewusstseins gefülltes Bewusstsein. Erst als ich lernte hier für eine Fragehaltung einzunehmen, wurde die Haltung fruchtbar.

Es geht hier um eine Haltungsänderung: Ich muß bereit sein, mich mitnehmen zu lassen. Das setzt aber voraus, daß ich erst einmal alles zur Ruhe bringe, was als Alltagsnachklänge und Befangenheiten heraufspült. Will man das ühend angehen, so empfiehlt sich zunächst eine Rückschau auf die Ereignisse des Tages: Hier ist der unbeteiligte Beobachter gefordert, der diese Ereignisse gelassen wie eine mehr oder weniger bizarre Landschaft betrachtet. Auf diese Weise kann den Aufmerksamkeit heischenden Tagesereignissen ihre Aufdringlichkeit genommen werden. In einem nächsten Schritt kann man nun alles 'abfließen' lassen, was sich noch an Störungen und ungewollten Regungen dem Bewußtsein aufdrängen möchte. Wenn dabei körperliche Entspannung eintritt, ist das eine gesunde Folge der geistigen Betätigung. Aus dieser wachen Ruhe kann man sich dann gezielt entschließen, sich dem Thema zuzuwenden. Je deutlicher und ausschließlicher der Entschluß gefaßt wird, desto beteiligter ist man als ganzes Wesen. Die Entschlußkraft sollte etwas vom Überschreiten des 'Point of no Return' haben. (siehe dort)

Rosenkreuzmeditation als Übung zur Inspiration

In der 'Geheimwissenschaft im Umriß'² entwickelt Rudolf Steiner die Rosenkreuzmeditation, indem er darauf hinweist, daß der Schüler sich eine gefühlsgesättigte Vorstellung der Reinheit einer wachsenden Pflanze und der Begierdenatur des Menschen bilden könne, die Stimmungen möge er dann in das Grün des Pflanzensaftes beziehungsweise in das Rot

des Blutes zusammenziehen. In einem dritten Schritt kann er dann aus diesen Farben sieben Rosen als Ausdruck der Läuterung des Menschen bilden, die vor einem schwarzen Kreuz erscheinen, die die geläuterten bzw. noch ungeläuterten Teile der eigenen Wesenheit symbolisieren.

In dieser Meditation kann man sich damit vertraut machen, wie der Sinn (Läuterung) in das Bild (Rosenkreuz) eingreift, weil man alle Elemente (Sinn, Bild, Stimmung) selbst hervorbringt und so um die gegenseitigen Verhältnisse weiß. In der Inspiration findet die gleiche Verknüpfung von Sinn und Bild statt, wenn das Bild genügend stimmungsgesättigt ist. Es sei hier angemerkt, daß Inspirationen häufig auch kürzer oder länger nach den Erlebnissen, ja sogar ohne (vorherige) Bilder eintreten. Aber das gewöhnliche Bewußtsein wehrt diese Eindrücke als Einbildungen ab, weshalb zunächst das Üben an solchen selbstgemachten Bildern eine gute Vorbereitung ist.

Inspiration und Wahrheit

In der konkreten Natur- und Lebensbeobachtung erscheinen Inspirationen oft mit einer Zartheit, die dem Zweifel des normalen Erkenntnislebens nicht standhalten. Die Frage «Ist das wirklich so oder hast du dir das eingebildet?» bedarf in der Bewertung selbst einer Behutsamkeit, weil sich das «Gefühl für die Wahrheit» erst langsam ausbilden muß. In der Startphase wird man deshalb immer gut tun, seine Eindrücke durch Rückfragen in der «Wirklichkeit» zu prüfen. Beide Extreme: die alles zersetzende Kritik (Zweifel) wie auch die leichtgläubige Bejahung (Aberglaube) sind Prüfsteine, an denen die eigene Erkenntnis sich klären muß.

An der Prüfung durch das Leben, insbesondere durch die gelassene Betrachtung der Sinneswelt (Naturwissenschaft) kann sich ein Gefühl für die Wahrheit ausbilden. Es weist auf die dritte Stufe der höheren Erkenntnis, die Intuition, dem unmittelbaren Wissen durch ungetrenntes Eins-Sein mit dem Wesen, dessen Begegnung (besser Er-Innerung) stattfindet. Sie deckt mir auch meine Einbildungen als solche auf, das heißt, sie zeigt, das solcher «Sinn» viel enger mit mir zusammenhängt, als mir lieb ist. Deshalb steht am Beginn dieser Entwicklung die Selbst-erkenntnis. Die oft zarten Erlebnisse werden von eigenen Gewohnheiten

erdrückt (Zweifel) oder aufgeblasen (Aberglaube). In beiden Fällen muß ich vorab klären, warum ich eher herrisch und unwirsch oder sklavisch und lustvoll auf meine Eindrücke reagiere. Es zeigt sich dann, daß das Durchschauen und Reinigen der eigenen Befangenheiten selbst Kräfte zur Verfügung stellt: Stabilität im Aushalten und Sensibilität im Erkennen.

Von der Imagination zur Inspiration

Hier noch eine ausführlichere Darstellungen des Übergangs von der Imagination zur Inspiration bei Rudolf Steiner:³ *"Die Entwicklung bleibt nun aber innerhalb der imaginativen Welt nicht stehen. Der Mensch, der in ihr stehenbleiben wollte, würde zwar die in Verwandlung begriffenen Wesenheiten wahrnehmen; aber er würde die Verwandlungsvorgänge nicht deuten können, er würde sich nicht orientieren können in der neugewonnenen Welt. Die imaginative Welt ist ein unruhiges Gebiet. Es ist überall nur Beweglichkeit, Verwandlung in ihr; nirgends sind Ruhepunkte. – Zu solchen Ruhepunkten gelangt der Mensch erst, wenn er sich über die imaginative Erkenntnisstufe hinaus zu dem entwickelt, was die ›Erkenntnis durch Inspiration‹ genannt werden kann. – Es ist nicht notwendig, daß derjenige, welcher die Erkenntnis der übersinnlichen Welt sucht, sich etwa so entwickle, daß er zuerst in vollem Maße das imaginative Erkennen sich aneigne und dann erst zur ›Inspiration‹ vorschreite. Seine Übungen können so eingerichtet werden, daß nebeneinander das geht, was zur Imagination, und das, was zur Inspiration führt. Er wird dann, nach entsprechender Zeit, in eine höhere Welt eintreten, in welcher er nicht bloß wahrnimmt, sondern in der er sich auch orientieren kann, die er zu deuten versteht. Der Fortschritt wird in der Regel allerdings so gemacht werden, daß sich zuerst dem Geistesschüler einige Erscheinungen der imaginativen Welt darbieten und nach einiger Zeit er in sich die Empfindung erhält: Jetzt fange ich auch an, mich zu orientieren. – Dennoch ist die Welt der Inspiration etwas ganz Neues gegenüber derjenigen der bloßen Imagination. Durch diese nimmt man die Verwandlung eines Vorganges in den andern wahr, durch jene lernt man innere Eigenschaften von Wesen kennen, welche sich verwandeln. Durch Imagination erkennt man die seelische Äußerung*

der Wesen; durch Inspiration dringt man in deren geistiges Innere. Man erkennt vor allem eine Vielheit von geistigen Wesenheiten und von Beziehungen des einen auf das andere. Mit einer Vielheit verschiedener Wesen hat man es ja auch in der physisch-sinnlichen Welt zu tun; in der Welt der Inspiration ist diese Vielheit doch von einem anderen Charakter. Es ist da ein jedes Wesen in ganz bestimmten Beziehungen zu andern, nicht wie in der physischen durch äußere Einwirkung auf dasselbe, sondern durch seine innere Beschaffenheit. Wenn man ein Wesen in der inspirierten Welt wahrnimmt, so zeigt sich nicht eine äußere Einwirkung auf ein anderes, die sich mit der Wirkung eines physischen Wesens auf ein anderes vergleichen ließe, sondern es besteht ein Verhältnis des einen zum andern durch die innere Beschaffenheit der beiden Wesen. Vergleichen läßt sich dieses Verhältnis mit einem solchen in der physischen Welt, wenn man dazu das Verhältnis der einzelnen Laute oder Buchstaben eines Wortes zueinander wählt. Wenn man das Wort «Mensch» vor sich hat, so wird es bewirkt durch den Zusammenklang der Laute: M-e-n-sch. Es geht nicht ein Anstoß oder sonst eine äußere Einwirkung zum Beispiel von dem M zu dem E hinüber, sondern beide Laute wirken zusammen, und zwar innerhalb eines Ganzen durch ihre innere Beschaffenheit. Deshalb läßt sich das Beobachten in der Welt der Inspiration nur vergleichen mit einem Lesen; und die Wesen in dieser Welt wirken auf den Betrachter wie Schriftzeichen, die er kennenlernen muß und deren Verhältnisse sich für ihn enthüllen müssen wie eine übersinnliche Schrift. Die Geisteswissenschaft kann daher die Erkenntnis durch Inspiration vergleichsweise auch das «Lesen der verborgenen Schrift» nennen."

(Endnotes)

¹ [Rudolf Steiner: Grenzen der Naturerkenntnis \(GA 322\), S.114](#)

² [Rudolf Steiner: Die Geheimwissenschaft im Umriß \(GA 13\), S. 359](#)

³ Rudolf Steiner: Geheimwissenschaft im Umriß (GA 13), S. 351–353.

„Es gibt kein Böses“ – sagte der Böse

Wie wird man geistiger Wesen im eigenen Bewusstsein gewahr? Die Erwartung, dass diese Wesen sich durch Bilder zu Erkennen geben, wird im Allgemeinen enttäuscht werden. Wie wir im Kapitel über die Imagination sahen, sind Bilder mehr oder weniger selbstgemacht. Wenn ich also Bilder geistiger Wesen erwarte, so kann diese Erwartung meist nur gestillt werden, wenn ich der in mir auftretenden Stimmung aktiv Bilder entgegenbringe. Aber auch wenn das Bewusstsein nicht bilderfähig ist (keine imaginativen Fähigkeiten geübt hat), kann es der Wirksamkeit geistiger Wesen inne werden.

Das lässt sich an einer einfachen Konzentrationsübung zeigen. Wir kennen die Situation ja gut: Ich konzentriere mich auf ein Streichholz und lande über das Baumsterben bei der letzten Aktion von Greenpeace. Aber kann man beobachten, wie eine Ablenkung auftritt? Ich behaupte, das Auftreten einer Ablenkung wurde noch nie beobachtet. Denn wäre sie beobachtbar, wäre es keine. Zur Ablenkung gehört, dass sie unbeobachtet bleibt. Rückblickend kann ich natürlich schon merken, dass mein Wille, mich auf das Streichholz zu konzentrieren erlahmt, dass dann sich anderes an seine Stelle setzt – und plötzlich bin ich nicht mehr Herr meiner selbst: Ich bin (von fremdem Willen) besessen, denn ich wollte ja konzentriert sein. Für mich war nun ausserordentlich aufschlussreich, diesen fremden Willen zu untersuchen: Was will er und wie macht er das? Was er will, ist schnell gesagt: er will gerade das, was ich nicht will! (Natürlich sollte man die Untersuchung hier verfeinern, das legt dann den Doppelgänger frei) Und wie macht er das? Auch das ist leicht zu bemerken: Er ist darauf angewiesen, dass ich ihn nicht bemerke!

Für mich ist in dieser Übung die Grundnatur des Bösen beschrieben: Es wirkt, indem es sich verbirgt. Wird es durchschaut, ist die Wirkung vorbei: Ich kann es handhaben. „Hoffentlich“, wird mancher vielleicht denken. Ja natürlich, ich beschreibe hier die Wirkungsweise vor der Sucht, also den Irrtum. Die nächste Stufe in der Sucht besteht dann da-

rin, dass ich zu meinem eigenen Willen ein abstraktes Verhältnis habe: Ich sehe etwas ein, aber ich tue es trotzdem nicht (Vgl. Paulus-Zitat s. Kasten).

Mit meinem Tun hält mein Erkennen nicht Schritt. Denn nicht, was ich will tue ich, sondern das, was ich verabscheue, das tue ich. ... Eigentlich bin ich es gar nicht selbst, der so handelt, sondern die meinem Wesen einwohnende Sünde ist es. Und damit ist klar, dass in mir, d.h. in meinem physischen Leibe das Gute nicht wohnt. Das Gute zu wollen ist mir gegeben, es zu vollbringen, nicht. Nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber das Tue, was ich nicht will, so bin ich eben nicht selbst das Subjekt meines Handelns, sondern die meinem Wesen einwohnende Macht der Sünde. Röm. 15 - 20

Wie dieses Ablenkung in die Sucht übergehen kann zeigt das folgende Beispiel:

Gleich nach der Schule mußte ich ein Programm für ein Laborgerät zubereiten. In dieser Zeit saß ich oft ca. 40 Stunden/Woche hinter dem Bildschirm. Dabei habe ich die Zeit für das Erdenken der Programme noch gar nicht mitgerechnet. Oft fuhr ich dann nachmittags in das Rechenzentrum, um ein Programm „zum Laufen zu bringen“. Ungezählte Male machte mir die «Kiste» einen Strich durch die Rechnung: „Error“ oder «Fatal Error» war die Meldung der Maschine, also im Programm waren Fehler. Ich sehe mir den Computerausdruck an; ja natürlich, wenn ich so einen Unsinn programmiere, dann «kann das Ding ja nicht laufen.» Ich korrigiere den Fehler, jetzt wird es sicher gehen. Nein, andere Fehler. Erneutes Suchen. Nach mehr oder weniger langem, konzentriertem Nachdenken, das in seiner Art dem des Schachspielens ganz verwandt ist, konnte auch dieser Fehler behoben werden. – Aber jetzt wird es klappen. Nein, die gleiche Fehlermeldung, es war also doch noch etwas anderes falsch.

So geht das stundenlang. Wenn dann die Hoffnung steigt, daß das Ende der Sitzung nicht mehr fern sein kann, „bricht das System zusammen“, d. h. das Programm, das die Maschine verwaltet, macht Fehler. Nun muß das System erst neu in die Maschine „geladen“, werden. Das dauert eine halbe bis zwei Stunden. «Blöde Kiste!» schimpfe ich vor

mich hin. Solange ist kein Rechenbetrieb möglich. Soll ich nun nach Hause fahren? Doch das lohnt sich nur, wenn es wirklich länger als zwei Stunden dauert – also warten. Warten in einem Raum, der erfüllt ist vom dauernden Surren der verschiedenen Gebläse, beleuchtet vom bleichen Licht der Neonröhren. Fenster, geschweige denn Blumen, gibt es nicht. Milchweiß gekalkt, eine Tafel, ein paar Plastiktische, zwanzig Bildschirmgeräte. Einige Menschen, die so fade aussehen wie der Raum selbst: hohle Augen, schlappe Haltung, Bart, alles formlos im Ausdruck, die Gesichter bleich, teils ausgemergelt und ausgehöhlt. Und ich? – Auch nicht besser. Ich habe zwar noch immer keinen Bart, aber mein Blick stiert durch die Wände hindurch. Ich merke gar nicht, daß ich nur mit einem Auge sehe. Viele schielen hier mit einem Auge nach außen. – Also warten. Aber jetzt kommt die Wirkung der intensiven Arbeit an der Maschine: Es fängt an zu denken: könnte man nicht ein gewisses (nüchtern betrachtet: völlig belangloses) Problem viel eleganter dadurch lösen, daß man... (Rollenaustausch: jetzt bin ich die Maschine und werde programmiert). Mit Hilfe meiner Intelligenz programmiert es mich. «Ich will eigentlich nicht! – Es wäre aber doch interessant und dann ausgesprochen elegant». Es ist furchtbar, ich will nicht, aber ich kann nicht anders.

Das hat man im Mittelalter bestimmt Besessenheit genannt. – Ah, die Kiste läuft wieder. Fast wie auf ein Kommando beginnt das Geklapper der Menschenhände auf den Tastaturen. – Ist ja klar, jetzt muss ich erst einmal die neue Idee testen, ob das tatsächlich funktioniert. Es funktioniert natürlich nicht, weil Fehler drin sind. Nach zwei Stunden testen war immer noch eine «Macke» im Programm. Immer erneutes Durchdenken der Programmschritte. Da, das ist er, ja, das muß der Fehler sein. In fliegender Eile und mit fahrigen Bewegungen korrigiere ich und «baue» dadurch natürlich neue Flüchtigkeitsfehler ein. Als endlich alle beseitigt sind, kommt die große Enttäuschung: das Problem ist so gar nicht lösbar. Ärgerlich schiebe ich die Unterlagen zur Seite. Wieder war ich für Stunden Knecht der Maschine. Ich war ja eigentlich gekommen, um für das Laborgerät zu programmieren. Also daran weiter. Nach ungezähltem Versuch und Irrtum läßt sich das Problem zu einem vorläu-

figen Abschluß bringen. (Was ich damals noch nicht wissen konnte: das Programm wird später nie benutzt werden.)

Mir reicht's. Ausgehöhlt, unruhig und zerschlagen wie nach einer langen Autofahrt in dichtem Verkehr bei Nacht packe ich meine Sachen, verabschiede mich von den letzten der einsamen Kämpfer – die anderen sind vorher schon gegangen – mit: „Also Tschüss denn und viel Glück noch!“ – „Hm, ja danke“. Er sieht kaum auf und ich gehe. Nun ist es schon wieder hell geworden! Na, wenigstens die Morgenstimmung ist echt! Im Auto kommen die Gedanken an das alte, belanglose, aber ungelöste Problem wieder. Da – verflixt, mir kommt ein Einfall: so könnte es vielleicht doch lösbar sein. Soll ich zurückfahren? Die Situation ist unentschieden: eigentlich bin ich viel zu müde und habe außerdem gar keine Lust. Aber es zwingt: es wird wahrscheinlich doch so funktionieren. Ich fluche halblaut auf die blöde Kiste, aber leihe ihr für heute morgen nur noch mein müdes Bewußtsein, zu sehen bekommt sie mich nicht. Bis an die Schwelle des Schlafes nagt dieses elende Problem an mir. Endlich kann ich in den Schlaf entfliehen.

*

Die Wirkung der widrigen geistigen Wesen ist verhältnismässig gut zu bemerken, weil sie mich aus dem Bewusstsein verdrängen und das gleichzeitig vertuschen wollen. Sobald man auf dieses Vertuschen nicht hereinfällt, kann man ihre Wirksamkeit im Bewusstsein beobachten. Das aber wirkt wie „Weihwasser“, das der Teufel bekanntlich scheut. Deshalb ist der Satz „Es gibt kein Böses“ selbst die Grundlage, auf der Böses wirken kann. Dieser Satz ist gerade wegen dieser Leugnung selbst ein „böser“ Satz. (Wem die Bezeichnung „Böses“ zu abgegriffen ist, der möge jeweils „Böses“ ersetzen durch „Wirksamkeit, die mich hindert souverän zu handeln“).

Die Wirkung guter geistiger Wesen ist viel schlechter zu bemerken, weil ihre Wirkung die Souveränität des Menschen streng achtet. Leicht übersieht man ihren Einfluss: „Donnerwetter, ich hätte gar nicht gedacht, dass ich so gut bin, dass ich das erreichen konnte.“ Tatsächlich ist diese Verwunderung angebracht, aber auch hier steckt eine Verführung, diesmal in die Selbstüberhöhung. Denn bei Lichte besehen wirkte durch mich etwas, das dafür sorgte, dass das, was ich ahnend wollte, nun viel

besser herausgekommen ist. Die guten Wesen warten auf meine Initiative und machen dann damit in der Welt das, was möglich ist – ohne mir diese Initiative zu nehmen. Wirken die Bösen wie Hemmer der Initiative, so die guten wie Verstärker.

Am Ende der absoluten Wahrheit

Über die Intuition

Während meines Physikstudiums geriet ich in eine Auseinandersetzung mit einem Professor für formale Logik: In seinem Seminar über Spinozas Ethik stellte er die Frage, was ein Axiom sei. Wer je mathematische Grundsatzvorlesungen gehört hat, weiss: „Ein Axiom ist eine unmittelbar evidente Aussage, die nicht weiter bewiesen werden kann.“ Als ich ihm dies antwortete, lächelte er überlegen und entgegnete: „Wir sind uns doch wohl darüber einig, dass die „Evidenz“ zu den überwundenen Dingen gehört!“ Darauf versetzte ich: „Das kann ja wohl nicht sein, sonst würden Sie doch gar nicht mit mir reden, da setzen Sie doch schon voraus, dass das, was Sie sagen, evident ist! Und zwar nicht nur für Sie, sondern auch für mich.“ Nun lächelte er noch überlegener: „Nein, auch darüber haben wir schon nachgedacht; keinesfalls, ich *glaube* nur, dass das, was ich sage, wahr ist.“ Nun nahm er einen – wie ich fand – herablassenden Ton an: „Aber bevor wir uns weiter verständigen, sollten Sie mal im *Handbuch philosophischer Grundbegriffe* unter Evidenz nachlesen.“ Das tat ich dann und fand, dass der von Rudolf Steiner geschätzte Franz Brentano hier die grundlegenden Untersuchungen gemacht hat: Die Evidenz, d. h. die Erkenntnissicherheit, kann nicht bewiesen werden, denn der Beweis müsste evident sein, man würde also voraussetzen, was man beweisen will. Man kann sie auch nicht widerlegen, denn die Widerlegung müsste evident sein, das aber wäre ein Selbstwiderspruch. Tatsächlich, in diesem (beweisfähigen) Sinne gehört die Evidenz nicht zu den philosophischen Dingen. Der Verstand kann nämlich mit der Evidenz gar nicht umgehen, weil sie sein Fundament ist, auf dem aus er seine Untersuchungen ausführt, das er aber nicht selbst untersuchen kann.

Solange eine Philosophie, wie die formale Logik, keine Selbsterfahrung im Erkenntnisprozess zulässt, kann sie sich nur diesem festen Boden entziehen und im „als ob“ schweben: Folgerichtig kann der formale Logiker nur glauben, dass er recht habe, aber nie sicher sein, dass überhaupt irgendetwas wirklich existiere. Sicherheit gibt es für ihn nicht: alles bleibt zweifelhaft. Das ist eigentlich ein Rückfall in die Zeit

vor den Kirchenvater Augustinus, der immerhin merkte, dass er an der Tatsache, dass er zweifelte, nicht zweifeln konnte.

Zornig schrieb ich nun ein kleines Traktat, um die Welt wieder in die Wirklichkeit zurückzurücken: Schon an einer einfachen Konzentrationsübung kann man sehen, dass das, was man da tut, nämlich sich auf ein Thema konzentrieren, tatsächlich stattfindet, weil man es gerade tut und dass es ganz krank wäre, daran zu zweifeln, dass man sich konzentriert. Dass also auf diese Weise ein Boden gewonnen wird, der sich durch meine eigene Tätigkeit trägt und so Existenz sicherstellt, eben *evident* wird. Die Reaktion des Professors war enttäuschend (aber folgerichtig, wenn der Verstand seine wackelige Welt verteidigen muss): „Das ist keine Philosophie, das ist Psychologie!“

Was hier auf dem Boden der Philosophie ausgetragen wurde, hat aber weitreichende Folgen: Etwa, dass es keine absolute Wahrheit gibt, oder: dass die Intuition eine Erkenntnis ist, die nicht irren kann.

Stufen zur höheren Erkenntnis

Imagination

Im Kapitel *Lesen im Buche der Natur* wurden Imagination und Inspiration ausführlicher behandelt. Es zeigte sich dabei, dass die Imagination da beginnt, wo ich mir von Eindrücken Bilder mache. Zunächst mache ich meine Bilder allerdings (hauptsächlich) selbst: Ich schöpfe aus meinem Bildervorrat, um mir meinen Eindruck bewusst zu machen. Dabei ist ganz klar, die Motive und Gestalten, Farben und Formen entstehen aus dem, was ich als Bildmaterial zur Verfügung habe. Mit zunehmender Zurückhaltung lerne ich, dies Material nicht willkürlich selber zu setzen, sondern es anzubieten, jeden Moment bereit, einen Eindruck zu verstärken. Dabei sind diese Bilder immer Zeiger, Verweise auf etwas, das sie meinen: Sie sind Ausdruck von etwas, nicht das Eigentliche selbst. Wir sahen: Nur für einen Restaurator sind die (Materialien der) Bilder selbst das eigentliche, jeder Kunstbetrachter wendet seine Aufmerksamkeit nicht auf die verwendeten Pigmente oder den Bilderrahmen, sondern

auf das, was sich durch das Bild zeigen will. Um das zu sehen, bedarf es einer anderen Erkenntnishaltung. Man muss die Bilder *lesen* lernen.

Inspiration

Bei der Inspiration werde ich des Gemeinten inne. Dieses Innwerden ist das eigentliche *Verstehen*: Ich weiss um den Sinn. Durch Inspiration entsteht Wissen. Alltägliche Inspirationen finden beim (verstehenden) Lesen und Zuhören statt. Der Sinn erscheint, vermittelt durch Zeichen (Buchstaben/Laute) und Sprache. Wir sahen auch, dass man nicht beim Verstehen darauf achtet, in welcher Schrift der Text abgefasst ist, in welcher Sprache gesprochen wird (wenn ich sie nur verstehen kann), im Gegenteil ich muss von allem absehen, was Zeichen-Charakter hat. Das ist das Grundmodell jeder Inspiration, das Bild, die Imagination wird durchsichtig für ihren Sinn, wenn ich das Bild selbst „übersehen“ kann, wenn es mir gelingt, nur auf seine Wirkung, sein Gemeintes, eben seinen Sinn zu achten, nicht aber auf seine Repräsentation, die ja bei der Imagination anfangs obendrein meistens aus eigenen Mitteln gemacht ist.

Deshalb sind also weder Imaginationen noch Inspirationen im strengen Sinne (sichere) Erkenntnisse. Die Imaginationen sind Veranschaulichungen von etwas, Inspirationen geben Kunde von diesem Etwas. Aber ob ich diese Kunde verstehe, d.h. sie in ihren angemessenen Zusammenhang einbetten kann, oder ob ich sie missverstehe, d.h. mich über den zugehörigen Zusammenhang täusche, oder mich täuschen lasse (was manche Inspiratoren anstreben. Wir rechnen sie deshalb nicht zu den „guten“ Geistern), das kann ich nicht ohne weiteres sicherstellen. Gleichwohl ist eine Vorbereitung der Inspiration das intensive sich Einleben in ein Bild (Imagination), in ein „Ausdruckhaftes“. In der Meditation wird dieses Leben im Bild zur Voraussetzung, um für das Gewahrwerden einer Inspiration bereit zu sein. Mit dem Bild richte ich mein Bewusstsein für ein bestimmtes Thema aus. Ich wähle vergleichsweise meine Blickrichtung. Im nächsten Schritt nehme ich meine Bild erhaltende Kraft zurück und trete in eine Verfassung der „Erwartung“, des grundsätzlichen Fragens, z.B. freundlich: „Was hat sich der liebe Gott dabei gedacht, dass er die Welt an dieser Stelle so angeordnet hat?“ oder ähnlich. Ob in diese Erwartung dann Sinn eintritt, wird die individuelle

Erfahrung zeigen. Meist werde ich dann wieder zu (neuen) Bildern greifen müssen, um den sich leise andeutenden Sinn im Bewusstsein sich entwickeln lassen zu können. In dieser Verfassung bleibt aber offen, in welchen Zusammenhang der sich bildende Eindruck gehört.

Intuition

Diese Sicherheit kommt erst in der Intuition zustande. Sie soll im folgenden genauer untersucht werden. Wie wir schon sahen, ist die Intuition die Verfassung, in der ich mich mit dem Seienden unmittelbar verbunden erlebe. Das ist zunächst da am einfachsten, wo ich dieses Sein selbst zum Dasein bringe, also geistig tätig werde. Das Erlebnis, das dann eintritt, wenn man darauf achtet – gewöhnlich achtet man nicht darauf, sondern hat nur das Objekt oder das Ziel der eigenen Tätigkeit im Bewusstsein – kann man von verschiedenen Aspekten betrachten: Wesensmässig erlebe ich mein eigenes Ich in seiner hervorbringenden Tätigkeit: Ich bin es, der es macht, und der, der davon weiss und schliesslich der, der dies (nämlich, dass er weiss) erfährt. Gleichzeitig erlebe ich evident, d.h. zweifelsfrei, dass etwas ist, nämlich diese meine Tätigkeit. Hier schiebt sich nichts dazwischen, was irgendeiner Deutung bedarf, was also richtig oder falsch sein könnte.

Erkenntnistheoretisch muss man sagen, in der Intuition ist die Trennung von Subjekt und Objekt aufgehoben. In der sich selbst hervorbringenden Tätigkeit bei der Konzentration leuchtet das unmittelbar ein: Indem ich mich konzentriere, bin ich und weiss von mir als dem, der dies tut, und für den dies ist. Das hat Rudolf Steiner treffend in einem Wochenspruch formuliert: „Sich selbst erschaffend stets wird Seelensein sich selbst gewahr...“

Diese Grundform der Intuition zeigt bereits den grundlegenden Unterschied zwischen Wahrheit einerseits und Zitat oder Vermutung andererseits: *Es gibt keine Wahrheit, an deren Zustandekommen ich nicht beteiligt bin.*

Vieles mag „richtig“ sein, *Wahrheit* wird es erst, wenn ich mich an ihrem Erscheinen beteilige. Die Folge dieser Erfahrung ist, dass es keine absolute, d.h. von mir abgelöste Wahrheit geben kann. *Wahrheit ist also immer individuell.*

Ist das das Ende einer gemeinsamen Welt und hat am Ende der Konstruktivismus doch recht, der davon ausgeht, dass jeder in seiner eigenen Welt lebt? Um diese Frage zu klären, müssen wir Form und Inhalt einer Intuition getrennt betrachten. Der qualitative Inhalt, der Sinn der Intuition ist die Inspiration. Sie vermittelt mir ein klares Verhältnis zur Welt. Die Form, wie dieser Inhalt in mir erscheint, ist aber schöpferisch, d.h. ich bringe ihn (mit) hervor.

Nun ist dieser Weltinhalt in der Intuition aber wesenhaft. In vorläufiger Beschreibung: Ich begegne als Wesen einem anderen Wesen. Diese Beschreibung ist ungenau, weil es sich nicht um eine „Begegnung“ im Sinne eines Gegenübers handelt, dies hätte mich *hier* und das oder den Anderen *dort* zur Folge, was ja typisch für ein Bewusstsein ist, das aus der Trennung von Subjekt und Objekt seine Wachheit bezieht. Es handelt sich hier vielmehr um das Gewahrwerden des Anderen in mir. Typischerweise kann man diese Situation kaum mit Substantiven beschreiben, die ja eher der gewöhnlichen Verfassung des Gegenstandsbewusstseins entstammen. Am besten gibt die Relation „als“ die Verfassung in der Intuition wieder: Ich *als* anderes Wesen. Die Entwicklungshöhe der Intuition liegt in der Klarheit, in der ich mir des Anderen bewusst werde.

Vier Haltungen in der Sinneserfahrung

Schon bei den Sinneserscheinungen lässt sich der Weg verfolgen, wie man vom gewöhnlichen Gegenstandsbewusstsein, das die Welt nur registriert, aufsteigen kann zur Welt der Intuitionen, zu den welttragenden Wesen, die für den Bestand unserer Sinneswelt sorgen. Die Intuition gerade an der Sinneswelt aufzusuchen mag erstaunen, da man die Intuition als Wesenserkenntnis eher „irgendwo“ in der höheren geistigen Welt vermuten könnte. Ich knüpfe hier aber gerade an die Sinne an, weil sie aufgrund ihres hohen Grades an Unbestechlichkeit schon nahe an die Welt der Intuition heranführen.

Das gewöhnliche Bewusstsein wird von den Sinneseindrücken aufgestört und macht sie sich zu Gegenständen. Diese Haltung ist überlebenswichtig. Ohne sie würden wir den Alltag nicht bewältigen können. In der nächsten Stufe affizieren die Eindrücke: sie berühren mich, aber ich

lasse mich (noch) nicht mitnehmen. Vielleicht entdecke ich schon einen mir fremden Willen, der dem meinen entgegensteht. Dieses Erlebnis ist für das gewöhnliche Bewusstsein zunächst besonders beim Tastsinn gegeben: Hier erlebe ich meinen Willen *an* der Welt, die diesem in ihrer Art widersteht. Das ist auch der Grund, warum wir geneigt sind, einer Erscheinung, die wir sehen *und* tasten können, Existenz zu unterstellen. Wenn ich mich aber noch weniger von meiner Umwelt abgrenze, kann ich entdecken, dass sie mich „infiziert“. Sie dringt durch ihre Eindrücke (eigentlich müsste ich jetzt von *Einflüssen* schreiben) in mich ein. Dies kann unbewusst geschehen und sich in Ermüdung (etwa nach einem Besuch einer Messeausstellung) oder Erfrischung (in einer natürlichen Umgebung) äussern. Einmal immunisiere ich mich gegen die Ansteckung, was auf die Dauer ermüdet, das andere Mal stärkt mich die Lebenszauberkraft der anmutigen Landschaft. Unter dieser mehr die Lebenskräfte aufrufenden Wirksamkeit der Sinneserscheinung gibt es aber noch eine tiefere Schicht, die zugänglich wird, wenn es gelingt, wach im eigenen Wollen die Welt aufzusuchen und ihrer inne zu werden.

Will ich mich auf diese Verinnerlichung einlassen, so muss ich meine Aufmerksamkeit auf das *Dasein* selbst richten lernen. Diese Aufmerksamkeit lässt sich schlecht charakterisieren, weil sie so fundamental ist: Sie beginnt mit dem Staunen, dass überhaupt etwas besteht. Solange ich es selbstverständlich finde, dass es die Welt mit „allem Drum und Dran“ gibt, bin ich in dieser Schicht noch nicht angekommen. Wenn ich aber das Thema dieses Staunens, eben die Existenz des Daseins in die Aufmerksamkeit heben kann, finde ich, dass ich eines Willens inne werde, der sich von meinem eigenen Willen durch Erhabenheit, Ausdauer und Universalität unterscheidet: Ein Weltenalter wählender, Welten tragender Wille. (Diese Wertung findet im Nachhinein statt. Sie ist kommt zustande aus dem Vergleich dieser intuitiven Wahrnehmung mit dem Wissen um die eigene Begrenztheit, die ja demgegenüber ganz ärmlich erscheint.) Dass die Sinneswelt diesen Willenscharakter hat, dessen ich mir in der Intuition bewusst werden kann, der aber auch ohne dieses Bewusstsein wirksam ist, bewirkt, dass ich die Sinneswelt schon im gewöhnlichen Bewusstsein als wirklich empfinde, eben *wahrnehme*. (Genauer: die Wahrnehmung mit dem zugehörigen Begriff verbinde.) Deshalb kann man sich an der Erfahrung der

Sinneswelt auch ein „Gefühl für die Wahrheit“ aneignen. Rudolf Steiner betonte einmal, dass dies der eigentliche Sinn der Naturwissenschaft sei: Dem Menschen in der Einsamkeit des Gegenstandsbewusstseins eine Wahrheitserfahrung zu ermöglichen, die dann auch Richtschnur werden kann für alle übersinnlichen Wahrheitserlebnisse (Intuitionen).

Das Innwerden fremden Wollens ist wohl eine Grundverfassung der Intuition. „Fremd“ meint: anfangs unbekannt, anders. Im Sinne des oben beschriebenen „als“ ist es aber gleichzeitig mein Wille, der „gewollt“ wird. Bei grösserer Aufmerksamkeit entdeckt man – sofern man ein wenig die Qualität eigenen Wollens kennt, dass man nur soviel vom anderen Wesen erfasst, als man „umfassen“ kann. Hier wird deutlich, dass die Weite der eigenen Intuition eine Frage eigener Entwicklung ist. Christologisch gesagt: In der Erfahrung des mikrokosmischen Christus wird dieser im Prokrustes-Bett des eigenen Wesens gefunden. Des makrokosmischen Christus inne zu werden bedarf jedoch wohl einer Wesensweite, die so gross ist wie die ganze Welt.

Immer besteht die Intuition in einer Identifikation, einer willenhaf-ten Identität. Diese Identität lebt „in“ mir, soweit mein Bewusstsein reicht. Das andere Wesen jedoch kann je nach seiner Entwicklungshöhe erheblich mehr umfassen (etwa den ganzen Seinsbestand des Kosmos).

Nachbemerkung

Der hier dargestellte Zugang zur Intuition wollte sich mir sehr lange nicht ergeben, weil ich nicht bereit war, über das Dasein selbst zu stau-nen. Erst die Beschäftigung mit der Hierarchie der Throne innerhalb der Situationsmeditationen der 1. Klasse der Hochschule für Geisteswissen-schaft wies den Weg in diese grundsätzliche Seinserfahrung.

Die Ausführungen dieses Kapitels kommt weitgehend im philosophi-schen Gewand, um überhaupt die Aufmerksamkeit auf diese „sprachlose“ Welt hinzulenken. Wir verpassen sie gewöhnlich, weil wir nicht gewohnt sind, uns der „Erhabenheit des Seins“ im Dasein auszusetzen und daher zwar von den Wesen (Hierarchien) getragen, aber uns ihrer nicht bewusst werden. Gleichwohl liegen diese Erfahrungen viel näher, als man zunächst meinen mag.

Barbarossa

Zusammenarbeit mit geistigen Wesen

Im Kapitel *Die Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination* schrieb ich, dass ich während eines Mysteriendramas einem „Männlein“ Gelegenheit bot, auf meinem Arm Platz zu nehmen nachdem es in meinem Bewusstsein die Frage ausgelöst hatte: „Warum hört mich denn keiner?“ Ich hatte ihm dann liebevoll versucht klar zu machen, dass es jetzt störe.

Heute – bald 20 Jahre – später habe ich den Eindruck, dass ich damals die Situation nicht in ihrer ganzen Tragweite erfasst habe. Von der Existenz dieses „Männleins“ bin ich auch heute noch überzeugt, auch von seiner Grösse, wenn auch aus anderen Gründen. Aber heute würde ich seine Frage so formulieren: „Warum hörst *Du* mich denn nicht?“ Oder noch genauer: „Warum hörst Du nicht auf mich?“ Und meine damalige Antwort würde ich heute unter Einbezug einer weitergeschrittenen Selbsterkenntnis auch umwerten: „Du störst *mich*“. Diese Haltung war dann wohl die Ursache für eine Kette von Pech und Misserfolgen. Alles, was ich in eigener Sache anfasste, war von unglücklichen „Zufällen“ behindert. Hier ein Beispiel:

In meiner beruflichen Arbeit in der Krebsforschung habe ich mit einer Mischmaschine für die Präparation der Mistelsäfte für unser Krebsheilmittel zu tun. Diese Maschine geht auf Angaben Rudolf Steiners zurück. Sie besteht im Wesentlichen aus einem sehr schnell rotierenden grossen Teller, in dem Saft von Misteln, die im Winter geerntet wurden, gemischt wird mit Saft von Misteln, die im Sommer geerntet wurden. Diese beiden Säfte werden im Rand des Tellers unter extrem hohen Geschwindigkeiten (ca. 1900 Km/h) gemischt. Auf die Säfte wirken dabei Kräfte, die das 55 000-fache der Erdanziehung betragen. (Teller: 10000 U/min, 1m Ø)

Diese Maschine liegt an der Grenze des technisch Möglichen, die erste Maschine, die diese Belastungen aushält, ist Anfang der 70'er Jahre bei uns in Betrieb genommen worden. Mittlerweile haben wir eine zweite, baugleiche für die Produktion. Die erste dient mir zu Forschungszwecken.

Überlegungen führten nun dazu, die vorhandene Titan-Scheibe durch eine leichtere Kunststoffscheibe zu ersetzen. Im Verlaufe der Entwicklung

dieser Scheibe geschah dann Folgendes: Da der Kunststoff selbst nicht lebensmittelfreundlich ist, muss er eine Schutzschicht haben, die eine Lebensmittelzulassung hat und den extremen Belastungen standhält. Nach einer Reihe von Misserfolgen fand ich schliesslich in einem kleinen Dorf eine Firma, die auf diesem Gebiet viel Erfahrung hat. Wir fanden sogar eine Schutzschicht, die die genannten Bedingungen erfüllt. Also Scheibe (200Kg schwer) in gemieteten LKW verladen und dort hin bringen. Das ganze lief innerhalb eines festgelegten Zeitplans, da es sich hier um Grosstechnologie handelt. (Bei Grosstechnologien sind die Hauptprobleme die Lieferfristen, da es für die Bearbeitung solcher Ungetüme nur wenige teure Maschinen gibt, die meist gut ausgelastet sind.)

Einen Tag, bevor die Beschichtung der Scheibe fertiggestellt werden sollte, ruft mich der Zuständige dieser Firma an und sagt: „Es tut mir furchtbar leid, aber ich bekam während des Auftrags der Schutzschicht einen Telefonanruf. – Wir sind ins Reden gekommen... Dadurch ist die Schicht zu früh angetrocknet: Ich musste sie noch einmal abschleifen. Sie können die Scheibe leider erst in einer halben Woche holen.“ Dadurch verpasste ich aber bei der anderen Firma den lang geplanten Termin für die Benutzung ihrer Schleudergrube: „In zwei Wochen ist der nächste Termin möglich.“ Aber nein: Der Firma explodiert in der Zwischenzeit ein Testrotor in der Schleudergrube: 6 Wochen Reparaturzeit. Und immer wieder stellte ich mir damals die Frage: Sind das Zeichen, das Projekt abzubrechen, oder bedeutet dass nur Prüfung: am Widerstand gewinne. (Die am Projekt beteiligten Kollegen empfahlen mir alle: „Lass das sein“)

Bevor diese Scheibe (es war bereits der dritte Prototyp) bei uns im Betrieb laufen darf, muss sie einen Schleudertest absolvieren. Sie wird in einer evakuierten Stahlkammer auf 12000 U/min gebracht, damit wir sicher sein können, dass sie 10000 U/min bei uns auch wirklich aushält. Die Beschleunigung auf diese Drehzahl dauert etwa 20 min. In einer Fussballfeld-grossen Maschinenhalle stehen wir, der Operateur, der Meister und ich um die Mittagszeit bei diesem Test und beobachten gespannt eine Anzeige, die den Rundlauf der Scheibe (Unwucht) anzeigt. Bei 9'000 U/min wird der Wert plötzlich deutlich schlechter. „Jetzt isch öppis gange“ meinte er Meister lakonisch. Bei 10500 U/min springt die Anzeige wieder zurück, sogar unter den vorherigen Wert. Wir sehen uns halb erleichtert, halb ver-

unsichert an. Bei 11250 U/min springen wir alle drei in Deckung; Dumpfes dröhnendes Poltern zwei bis drei Minuten lang durch gespenstische Pausen unterbrochen. Glücklicherweise halten die Stahlkammern die Schläge aus: Meine Scheibe ist explodiert (geborsten). Als endlich Ruhe herrscht, öffnen wir mit einem Motor die Kammer: Qualm. Der Versuch, sie wieder zu schliessen, scheitert: Die Kammersteuerung war bereits verschmort. „Soll ich die Feuerwehr aufbieten?“ fragt der Meister. „Ja, wir müssen die Wärme da herausholen,“ antworte ich. Er alarmiert die Werkfeuerwehr. Der Brandmeister ist auch schnell da und besieht sich den Schaden. Mittlerweile hat der stinkige Qualm zugenommen und beginnt, die Halle zu füllen. Andere Arbeiter in der Halle verfolgen jetzt interessiert unseren Unfall. Dann geht der Brandmeister einen Feuerlöscher suchen. (In der ganzen Halle war allerdings keiner zu finden!) Er kommt dann mit zwei Kohlendioxid-Löschern wieder. Der erste wird in die Kammer gelehrt. Der nun weisse Dampf erinnerte mich an das Bühnenbild der faustischen Hexenküche... Nach kurzem war aber das Kohlendioxid aufgewärmt und der Qualm setzte sich wieder durch. Der zweite Löcher wurde in die Kammer gelehrt. Die gleiche Szenerie. Nachdem erneut der Qualm austrat, knisterte es. Interessiert beugten sich einige „Zuständige“ über die Öffnung der Kammer. „Wumm“ machte es, und ein Feuerwirbel mit einem Durchmesser von 1 m stieg aus der Kammer auf. Glücklicherweise wurde keiner von den „Zuständigen“ verletzt. „Jetzt ist der Teufel draussen!“ dachte ich. Nun wurde kurzer Prozess gemacht: Mit einem Schaumlöcher wurde Schaum in die Kammer gespritzt und erzeugte so eine Riesenschweinerei: Glasfaser und Kohlefaser verkohlt mit Epoxid-Harz in Schaum verrührt. Die armen Kerle, die das saubermachen mussten.

*

Und solche Ereignisse und Pechstränen setzten sich fort. Meistens kleinere Ärgernisse. Manchmal war ich entmutigt, meist trug ich es mit Gelassenheit. Manchmal musste ich sogar „mitlachen“: Nachdem ich zwei Stunden Texte für eine Zeitschrift redigiert hatte, lehnte ich mich entspannt und zufrieden zurück und stiess im Zurücklehnen mit meinem Fuss gegen den Reset-Knopf des Computers, der sofort in seine Grundstellung ging und so alle gerade geleistete Arbeit in ein Nichts verwandelte!

Meine Frage: Warum mir das passiert, hielt ich für unlösbar. Ich machte Elementarwesen dafür verantwortlich und dachte, die haben eben kein Gewissen und freuen sich am Schabernack. Immerhin unterstützen mich diese Wesen, wenn ich für andere arbeite – so dachte ich. Tatsächlich hatte ich bei der Reparatur der Computer meiner Kollegen im Betrieb immer (ungewohntes) Glück! Meist reichte es, wenn ich mich davor setzte und mir vom Kollegen das Problem erklären liess: Es war bereits erledigt. So konnte ich mit dieser Unglücksituation einigermaßen Frieden finden: In eigener Sache muss ich für diese Geister arbeiten, für andere arbeiten sie für mich.

Eines Tages drückte mir eine Freundin das Buch *Karlik* in die Hand. Da wird beschrieben, wie die Autorin sich langsam mit einem Zwerg zu befreunden beginnt. Ich habe das Buch gern gelesen, weil es sehr klar und selbstkritisch vorgeht. Die Autorin weist beispielsweise darauf hin, dass Karlik – so der Name des Zwerges selbst eigentlich keinen räumlichen Leib braucht, dass er aber den Vorstellungen der Menschen zu Hilfe kommt, indem er die Repräsentationen, die die Menschen für ihre Vorstellungen brauchen, benutzt, um sich für sie anwesend zu machen. Das fand ich eine Hilfe, um mich mit den doch oft naiven Vorstellungen, die so über Elementarwesen im Umlauf sind, anfreunden zu können.

Bald nach dieser Lektüre – es harzte wieder in einem Projekt – überlegte ich, ob mich auch so ein Wesen begleiten könnte und ich beschloss, diese Frage experimentell zu lösen. Aus vergessenen Quellen meinte ich zu wissen, dass Erdgeister unendlich klug sind, aber sich nach Kinder Geschichten sehnen. Meine Partnerin hatte gerade begonnen, in einer ersten Klasse Musikunterricht zu erteilen. Ich beschloss, diesem Begleiter – so es ihn denn gab – an diesem Unterricht teilnehmen zu lassen, und eine Repräsentation in einem Spielwarenladen zu kaufen. Die dann ihren Unterricht begleiten sollte. Dies war bereits der erste Test: Würde er mir sagen, welche Repräsentation ihm entspräche?

Ich trat in den Laden ein und sah ein paar Zwerge, die ich nichtssagend fand. (Er wohl auch, deshalb hatte ich keinen klaren Eindruck von seiner Wirkung.) Ich fragte also (innerlich): „Was darf es denn sein?“ Prompt fand ich weitere Zwerge in einer anderen Ecke des Ladens. Nun,

er liess sich nicht lumpen! Es war der teuerste! „Na schön“ – dachte ich, "ich nehme es auf meinen Werbeetat."

Das nun war der Beginn einer langsam wachsenden Zusammenarbeit. Mit meiner Partnerin hatte ich verabredet, dass das erste Kind, das ihn entdeckt, ihm einen Namen geben darf. Obwohl sie den Zwerg für alle gut sichtbar aufstellte, dauerte es eine Woche, bis ihn ein Kind endlich entdeckte. „Wie heisst er denn?“ „Rotbart“ antwortete seine Entdeckerin. Seit dem begleitet Barbarossa den Unterricht sehr zur Freude der Kinder.

Wochen später vom Unterricht heimgekehrt vermisst meine Partnerin ihr Portemonnaie und ihre Schlüssel. Sollte eines der Kinder an ihre Handtasche gegangen sein? Bereits bereit, die Checkkarten zu sperren, empfahl ich ihr, den Fall doch mal mit Barbarossa zu besprechen. „Wie macht man das denn?“ „Na stell ihn dir vor und frag ihn, wo du das wiederfindest.“ Das tat sie nun – und nichts geschah. Aber nach fünf Minuten fiel ihr ein, dass sie Schlüssel und Portemonnaie in der Eile des Aufbruchs in ihrer Gitarre verstaut hatte. Noch extremer war dann folgende Situation: Da sie zwischendurch in einer anderen Schule unterrichten musste und Barbarossa mitnahm, kam es dazu, dass sie den Zwerg dort stehen liess. Am nächsten Morgen holte sie ihn dann – es war im Winter – und versuchte ungesehen aus dem Schulgebäude zu kommen, entdeckte dann aber, dass sie einen ihrer Handschuhe nicht fand. Sie lief nun mehrmals in das Klassenzimmer, wurde auch von der Leiterin begrüsst, aber sie fand ihn nicht. Kopflös suchte sie bald hier bald da. Schliesslich musste sie lachen: Sie fand den Handschuh in der Stofftasche, in der auch Barbarossa transportiert wird...

So beschloss ich dann in einem Vortrag vor Kollegen und Patienten über Barbarossa zu erzählen. Der Erfolg: Nachdem ich das vorgenommen hatte, rutschte mir ein Gefäss mit Öl in meinem Büro aus der Hand und erzeugte eine Riesenschweinerei! „Schon gut! Ich erzähle nichts über Dich“ – dachte ich dann bei mir.

Wie geht nun diese Zusammenarbeit? Immer wieder erinnert er mich an sich, indem irgendetwas herunterfällt oder sonst nicht so geht, wie man es erwarten sollte. Fast würde ich sagen, er legt sehr viel Wert darauf immer wieder in meinem Bewusstsein zu sein. Gleichzeitig vermittelt er

den Eindruck, dass er und seines gleichen darauf angewiesen sind, dass Menschen von ihnen wissen und mit ihnen zusammenarbeiten wollen. Das ist auch der Grund, warum ich hier von dieser Zusammenarbeit erzähle. Nach meinem Eindruck geht es jetzt auch mit den Projekten vorwärts. Der Kleinkrieg und die Pechsträne scheinen beendet. Überraschungen kommen nur, wenn Barbarossa unzufrieden ist mit der Zuwendung. Was übrigens immer wieder vorkommt. Ich habe mir jetzt angewöhnt, immer wenn mir etwas herunterfällt, seiner zu gedenken. Und das geschieht oft. Aber mit wachsender Aufmerksamkeit wird auch die Zusammenarbeit enger und zielgerichteter.

Naja, es gibt auch Rückschläge: Bei der für unsere Werkstatt neu gekauften Fräse wollte ich die Steuerung umbauen: Kurzschluss! Endstufe abgebrannt. Dann habe ich Triacs besorgt, um die durchgeschlagenen zu ersetzen: Es waren die falschen. Erst der dritte Versuch führt zu Erfolg. Immerhin! Barbarossa, ich finde das Schikane! Er meint allerdings, dass er Unsorgfältigkeit nicht unterstützen kann.

Müssen es immer Bilder sein?

An dieser Stelle möchte ich auf eine Vorliebe hinweisen, die mit dem Wunsch nach Bildern zusammenhängt. Im Kapitel Die Angst des Wissenschaftlers vor der Imaginnation forderte ich dazu auf das zweite Gebot zu übertreten: *„Du sollst dir ein Bildnis machen.“* Diesen Satz möchte ich hier ergänzen: *„Aber wenn Du keines brauchst, verzichte auch darauf.“* Die Vorliebe für Bilder verführt zu dem Vorurteil: Wenn ich von einem Wesen kein Bild bekomme, dann ist es nicht wirklich. Das trifft meistens nicht zu. Wir sind gewohnt etwas, das wir sehen und tasten können, in der Sinneswelt Wirklichkeit zu unterstellen. Aber bereits der Regenbogen zeigt, dass es da Ausnahmen gibt. Wenn also die Reize des Tastsinns wegfallen geht damit noch keineswegs die Realität verloren.

Ähnlich ist es im Übersinnlichen: Nicht jedes Wesen will/kann in der Welt der Bilder (Ätherische Welt) erscheinen. Gleichwohl kann ich von ihm *wissen*. Das sich einstellende Erlebnis lässt sich recht gut mit *Anwesenheit* beschreiben. Auch in der Alltagswelt spüren wir mitunter, dass noch jemand in der Nähe ist. Dieses (bildlose) Spüren lässt sich

ins Übersinnliche verfeinern. Ich spüre die Anwesenheit eines anderen Wesen und kann – mit zunehmender Übung – auch wissen, um wen es sich handelt.

Wie in der Sinneswelt ist auch hier die Aufmerksamkeit der „Sucher“ mit dem man aus der Vielfalt das Gewünschte herauschält. In der Sinneswelt wähle ich aus der Fülle des Angebotes das, was meiner Intention entspricht. Dass diese Aufmerksamkeit eine filtrierende Kraft ist, weiss jeder, der in der Küchen eine Schraube lösen musste, aber keinen Schraubenzieher hatte. Im Blick nach etwas Passendem (in diesem Fall der „Schraubenzieheraufmerksamkeit“ wird alles unter dem Gesichtspunkt „ist das Gesehene fähig, eine Schraube zu drehen“ betrachtet. Plötzlich entfällt alles Plumpe der Aufmerksamkeit, alles Scharfe dagegen tritt in den Vordergrund. Schliesslich bleibt der Blick an einem passenden Kartoffelschälmesser hängen...

In der übersinnlichen Welt wirkt die Aufmerksamkeit noch grundlegender: Sie ist eine Art Ruf: Ich rufe das, was ich erreichen will herbei. Dabei kommt gewöhnlich auch immer etwas. Wie tief die Begegnung allerdings wird, hängt von der Intensität dieses Rufes (dieser Aufmerksamkeit) und von den Bedingungen des Gerufenen ab.

Mit Intensität der Aufmerksamkeit meine ich zwei Komponenten:

- Meine willensmässige Intensität: Ist mir die Begegnung existentiell oder nur, weil gerade eine mehr oder weniger gute Gelegenheit ist?
- Meine gedankliche Klarheit: Weiss ich eigentlich (genügend), wen ich meine? Wenn mir unklar ist, wonach ich frage, kann ich auch nicht erwarten, dass eine etwaige Antwort mir viel weiterhilft.

Dieser Ruf kann auf verschiedenste Weisen zustande kommen. Im Kapitel *Angst des Wissenschaftlers vor der Imagination* haben wir auch die Verfahren von Jostein Saether und Heide Oems betrachtet, den Ruf an den Engel zu richten mit der Bitte um Weiterleitung.

Ein Meditationstext oder -Bild wirkt ebenfalls richtend auf die Aufmerksamkeit. Allerdings ist diese Aufmerksamkeit im Verleichen zur Sinneswelt viel gerichteter: Während ein funktionstüchtiges Auge im Prinzip alles Sichtbare sehen kann, muss ein geistiges Auge für jedes neue Thema erst gebildet werden. Gewöhnlich gibt es nur Antwort-

ten auf Fragen, ohne dass dabei gleich alles andere miterscheint. Das ist vergleichbar mit einer chemischen Analyse, die auch nur die Stoffe nachweisen kann, für die die Analyse gemacht ist.

